

Buchrezensionen

Ulrich Friedrich Opfermann: „Sey kein Ziegeuner, sondern kayserlicher Cornet“. Sinti im 17. und 18. Jahrhundert. Eine Untersuchung anhand archivalischer Quellen (= Dokumente – Texte – Archivalien; 65), Berlin: Metropol 2007, 464 S., ISBN-13: 9783938690413

Vera Kallenberg: Von „liederlichen Land-Läuffern“ zum „asiatischen Volk“. Die Repräsentation der ‚Zigeuner‘ in deutschsprachigen Lexika und Enzyklopädien zwischen 1700 und 1850. Eine wissenschaftliche Untersuchung (= Zivilisationen & Geschichte; 5), Frankfurt a. M.: Peter Lang 2010, 161 S., ISBN 978-3-631-59260-1

Norbert Mappes-Niediek: Arme Roma, böse Zigeuner. Was an den Vorurteilen über die Zuwanderer stimmt. Berlin: Ch. Links Verlag 2012, 208 S., ISBN 978-3-86153-684-0

Betrachtet man die etlichen Jahrhunderte mehr oder weniger gelehrter Wissensproduktion über Roma, die seit Jakob Thomasius' *Curiösem Tractat* von 1652 in (vor allem europäischen) Schreibstuben produziert wurde, fällt zuallererst auf, wie wenig tatsächlich erforscht oder erfahren und wie viel stattdessen voneinander abgeschrieben oder erfunden wurde. Und diese Beobachtung gilt keineswegs nur für die Vorgeschichte oder die Jugendjahre einer „Zigeunerforschung“, Romistik, Tsiganologie oder wie immer man dieses Fach auch sonst zu bezeichnen suchte, sondern durchaus auch für so manche neuere und neueste Veröffentlichung auf diesem Gebiet. Für historische Abrisse in soziologischen, politologischen oder ethnographischen Abhandlungen etwa werden da immer noch gerne „Fakten“ aus Grellmanns Standardwerk von 1783 bemüht, in der fälschlichen Annahme, dass Zeitgenossenschaft auch schon für Authentizität bürgt. Aber selbst in genuin historiographischen Werken zur Frühen Neuzeit wird der oft eklatante Mangel an quellenbasierter Forschung durch ein Repertoire an verfestigten Behauptungen (etwa über eine konstante und ausschließliche Verfolgungssituation der Roma) mehr als einmal unrühmlich ausgeglichen. Gänzlich anders verhält es sich mit einer Studie von Ulrich Friedrich Opfermann, die den Wissensstand über Sinti im 17. und 18. Jahrhundert entschieden erweitert und erheblich verändert. Sie basiert auf akribischer Quellenrecherche, der sich der Autor vor allem für den hessischen und nordrhein-westfälischen Raum unterzogen hat (damit liefert er ein wichtiges Pendant zu Thomas Frickes *Zigeuner im Zeitalter des Absolutismus* von 1996, das für Süddeutschland

grundlegend wurde). Herausgekommen ist eine immer wieder überraschende Arbeit, die weder vor der Beantwortung von wichtigen Detailfragen noch vor der Formulierung umfassender Hypothesen zurückschreckt. Erstere beinhaltet die Klärung von elementaren Lebenszusammenhängen (Einbindung in religiöse Strukturen der Mehrheitsbevölkerung, Arbeitssituation, Delinquenz, Verhältnis zu anderen Randgruppen etc.), letztere sollten für etlichen Zündstoff sorgen, wenn es darum geht, ein korrekteres historisches Gesamtbild zu rekonstruieren, das Sinti nicht ausschließlich in einer Opferrolle zeigt.

Hinter dem lapidaren Schlusswort des Autors, wonach Sinti „unter sehr ungünstigen Voraussetzungen ins 19. Jahrhundert“ gegangen seien, steht eine Fülle von verstörenden und bis heute nicht in die allgemeine gesellschaftliche Debatte vorgedrungenen Wahrnehmungen: So ist es etwa mittlerweile in der Spezialforschung klar und hier neuerlich belegt, dass Sinti am Dreißigjährigen Krieg in durchaus respektablem Positionen teilnahmen und dass erst der Wandel zu stehenden Heeren den vollständigen Ausschluss aus dem Erwerbszweig des Soldaten und damit einen Weg in die gesellschaftliche Isolation besiegelte – ein Faktum, das dem Bild von „seit jeher“ devianten oder an den Rand gedrängten „Zigeunern“ entschieden widerspricht. Vollkommen aus der Erinnerung getilgt wurden etwa auch Sinti in Polizeifunktionen, die, in krassem Gegensatz zu den in den zeitgenössischen Medien so verheerend überbewerteten „Zigeunerbanden“, von der Historiographie fast immer übergangen werden. Ähnlich ignorant wurde auch die bisweilen durchaus brutale, bewaffnete Gegenwehr von Roma gegen die Vernichtungspolitik des 18. Jahrhunderts systematisch entkontextualisiert und bis in die Nachkriegszeit hinein in eine Art „wesenhafte“ Neigung zum Gewaltexzess umgedeutet.

Was uns die Lektüre von Opfermanns Text dahingegen vor Augen führt, ist ein Bild von Sinti, in dem diese nicht nur als Objekte von Ausrottungs- bzw. Pädagogisierungsphantasien der Mehrheitsbevölkerung auftauchen, sondern ihren Subjektstatus (manchmal bis zur vollkommenen Verzweiflung) zu verteidigen versuchen. Indem Opfermann die zeitgenössisch schlechten Standards des Untertanenlebens in Erinnerung ruft, gelingt es ihm, die vermeintlich spezielle Armut der Sinti als allgemeine Armut der Unterschichten begreifbar zu machen. Gerade diese Konvergenz öffnete immer wieder über die gesellschaftlich verordneten Grenzen hinweg das Feld für solidarisches Verhalten. Zweifelsohne stand die Sozialordnung der Frühen Neuzeit den Sinti zumeist feindlich gegenüber, eine eindimensionale Geschichte von

Außenseitertum und Verfolgung konstituierte sich daraus aber dennoch nicht. Ausgerechnet aus der obrigkeitlichen Aktenproduktion blüht immer von neuem eine verschüttete Tradition des Einverständnisses von mehrheitsgesellschaftlichen Unterschichten (und manchmal selbst des Adels) und Sinti hervor. Besonders deutlich wird eine eingespielte, gegenseitige Akzeptanz immer dort, wo Untertanen wieder und wieder in Mandaten darauf eingeschworen werden mussten, keine „Zigeuner“ bei sich unterkommen zu lassen, zu verköstigen oder als Handelspartner zu akzeptieren; zu sehr mangelte es offensichtlich immer wieder am Willen zur Vollziehung dieser staatlichen Vorgaben.

Während Opfermanns Studie zu verblüffenden neuen Einsichten kommt, sind die Ergebnisse der Untersuchung von Vera Kallenberg bescheidener. Die Konzeption und die Wandlungen des Stichworts „Zigeuner“ werden anhand von Lexika und Enzyklopädien aus dem Zeitraum zwischen 1700 und 1850 rekonstruiert und als ein dreifaches Phänomen von Wissenszusammenfassung, Wissensetablierung und Wissensgenerierung gedeutet. „Repräsentation“, „Konstruktion“, „Etikettierung“, „Differenz“, „Diskurs“ sind die erwartbaren analytischen Kategorien, um den von der Autorin diagnostizierten fundamentalen Wandel des „Zigeuner“-Begriffs um 1780 zu erklären. In diesen Zeitraum fiel die unfreiwillige „Volkwerdung“ dieser vorher vor allem im Rahmen von vazierender Armut betrachteten Minderheit. Dunklere Hautfarbe, Ursprung in Indien oder gemeinsame Sprache wurden nun – selbst wenn faktische Befunde einem oder mehreren dieser Kriterien widersprachen – zu den konstituierenden Merkmalen dieses als „fremd“ gedeuteten Ethnos. Als fixe Idee gesellte sich zu diesen Kriterien noch die ausgiebige Befassung mit „Charakter“ und „Sitten“ sowie dem vermeintlichen oder tatsächlichen Nomadismus dieser Gruppe, die wahlweise Empörung über die Unveränderbarkeit „unzivilisierter“ Lebens- und Denkformen oder aber der Ruf nach einer „bürgerlichen Besserung“ in Form von totaler Assimilation.

Eben weil Lexikonwissen auf bereits zuvor Gedrucktes zurückgreift und gleichzeitig selbst wieder in neu zu Publizierendes diffundiert, ist aus der Analyse desselben nur wenig Unbekanntes zu erwarten. Was Kallenbergs Arbeit aber trotzdem interessant macht, ist ihre breite Anlage, die über den in der Frühneuzeitforschung (wohl auch wegen seiner leichten Zugänglichkeit über das Internet) bereits ad nauseam herangezogenen Zedler weit hinausgeht und mehr als 20 weitere enzyklopädische Werke konsultiert. Die dadurch ermöglichte „genealogische“ Schau auf bestimmte Textelemente, die zu bestimmten Zeitpunkten in die Beiträge „einwandern“ und dann durch Traditionsbildung (man könnte es natürlich auch simpel Abschreiben nennen) zum Paradigma erstarren, sagt oft weniger über die besprochene Minderheit als vielmehr über die Ängste, Phantasmen und Vernichtungswünsche der Mehrheitsbevölkerung aus. In dieser Hinsicht erweisen sich besonders Hübners *Zeitungsglossar* für das 18. und der Brockhaus für das 19. Jahrhundert als

Leitmedien der (im Sinne von Karl Marx) „konzeptiven Ideologen“ einer „Zigeuner-Frage“.

In die Gegenwart führt uns Norbert Mappes-Niedieks Streitschrift, die eingangs vielleicht durch ihren allzu abgeklärten Tonfall verstören mag, sich aber im Zuge der Lektüre als ausgesprochen luzide erweist, indem sie die Erfahrungen von Roma nicht wie allorten üblich auf Elend, Diskriminierung und Verfolgung reduziert und selbst dort, wo letztere tatsächlich vorherrschen, keine simple Entscheidung über Selbst- oder Fremdverschulden trifft. Differenzierung ist angesagt, und es ist ein Vergnügen diesem Plan von Argument zu Argument, von Beispiel zu Beispiel zu folgen. Kernthese des Autors: Dort, wo Roma als „Problem“ wahrgenommen werden, steckt dieses nicht in irgendeiner ethnisch vorgegebenen oder historisch erworbenen „Eigenart“ dieser Menschen, sondern im strukturellen Problem der Armut, in die sie hineingezwungen werden und in der sie sich (meist notgedrungen) einrichten. Sie ist es, die für eine Mentalität aus Vorsorge- und Lebensplanungsverweigerung verantwortlich ist: Wo für die Zukunft nicht das geringste zu erwarten steht, reduziert sich die eigene Lebensperspektive auf eine endlose Gegenwart, in der – vom permanenten Mangel diktiert – schnell und ohne besondere Erwartungen und Ambitionen gehandelt wird.

Wichtig ist auch Mappes-Niedieks Erinnerung daran, wie sehr das Szenario einer massiven Ausgrenzung, wie man es etwa derzeit in Ungarn oder der Slowakei beobachten kann, historisch schon vielerorts als beinahe überwunden gelten konnte. Die sozialistischen Gesellschaften des Warschauer Paktes, aber auch und vor allen Dingen Jugoslawiens Nationalitätenpolitik förderten nämlich eine zentrale Inklusionsbedingung für Roma, die dann ausgerechnet nach 1989 vollkommen aufgekündigt wurde: den Zugang zum Arbeitsmarkt. Man kann natürlich darüber diskutieren, wie qualifiziert die damals für Roma erreichbaren gesellschaftlichen Positionen waren, jedoch ihr bloßes Vorhandensein war, verglichen mit heute, schon ein deutliches Signum eines Fortschritts, der nun weitgehend verspielt scheint.

Als Journalist, der lange über den Balkanraum berichtet hat, kennt Mappes-Niediek viele der geschilderten Szenarien aus eigener Anschauung und über weniger vertraute hat er sich bei Expertinnen und Experten eingehend kundig gemacht. Die Fülle an daraus erwachsenen Informationen hat er in gut lesbaren Kapiteln gebündelt, die zudem kaum einer heiklen Frage (Sind Roma überproportional delinquent? Gibt es ausreichend legitimierte Gruppensprecher? Profitieren NGOs von einer Art Roma-Business? usw.) aus dem Weg gehen.

Stephan Steiner (Wien)

Steffen Leins: Das Prager Münzkonsortium 1622/23. Ein Kapitalgeschäft im Dreißigjährigen Krieg am Rand der Katastrophe. Münster: Aschendorff 2012, 208 S., ISBN 978-3-402-12951-7

Die zu besprechende Studie über das berühmt-berüchtigte „Münzkonsortium“ ist im Zusammenhang mit dem Tübinger SFB ‚Kriegserfahrungen, Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit‘ als Magisterarbeit entstanden und für eine solche sehr bemerkenswert. Der Autor legt sein Werk der wissenschaftlichen Öffentlichkeit allerdings mit allzu hohem Anspruch vor: Es sei ihm trotz der „sehr bruchstückhaft[en]“ Quellenlage (S. 21) gelungen, „ein durchaus zusammenhängendes, synthetisches Bild zu entwerfen, welches das bisherige nicht nur ergänzt und ausbaut, sondern alte Perspektiven überwindet und geradezu einen gänzlich neuen Blick auf das Prager Münzkonsortium gewährt“ (S. 22). Seine Studie kläre „ein entscheidendes Kapitel frühneuzeitlicher Sozial- und Kriegswirtschaftsgeschichte“ (S. 28). Davon kann nach Ansicht des Rezensenten keine Rede sein, und die Behauptung, „dass bald vier Jahrhunderte [von 1622/23 bis 2012? Th.W.] bis zur ansatzweisen Aufarbeitung dieses Kriegsgeschäfts vergingen“ (S. 160), ist deutlich zu hoch gegriffen.

Dem folgenden, in der Einführung (S. 28) geäußerten Pauschalurteil über den Forschungsstand kann ich nicht folgen: „Es ist mehr als deutlich, dass das Münzkonsortium bis auf den heutigen Tag eine spannungsvolle geschichtspolitische Dimension aufweist, die seine genaue Erhellung und Aufdeckung bisher verhindert hat. Sowohl aus liechtensteinischer, als auch aus habsburgisch-österreichischer, wie auch tschechoslowakischer [gemeint ist wohl: tschechischer; Th.W.] Sichtweise erschien dieser Gegenstand gleichsam unangenehm und harrt daher seiner Aufklärung.“ Die Behauptung, die „Landesgeschichtsschreibung des [erst seit 1719 existierenden; Th.W.] Fürstentums Liechtenstein“ verschweige aus Rücksicht auf den „als Oase für Steuerflüchtlinge aus den Nachbarländern“ in Verruf geratenen Finanzplatz Liechtenstein „gerne, [...] woher die wesentliche materielle Grundlage für das Werden und Wachsen des Hauses Liechtenstein kam“ (S. 25), ist zumindest gewagt und beruht auf quellenmäßig nicht gestützten Vermutungen. Ganz ähnliche Aussagen über „die genuin liechtensteinische, patriotische Geschichte“ (S. 28) finden sich noch wiederholt (S. 115 Anm. 403, S. 140f. und S. 160). „Der tschechisch-marxistischen Forschung passte das Thema“ angeblich „nicht in das inkompatible Schema des ‚Historischen Materialismus‘, wonach feudal wirtschaftende Adlige keine, als genuin bürgerlich erachtete, kapitalistische Kompetenz haben konnten“ (S. 28; ähnlich auch S. 24f. und S. 160). In Wirklichkeit passte die Rolle von sich durch illegale Machinationen bereichernden adeligen Mitgliedern des Münzkonsortiums vorzüglich zum Bild der Adeligen als Ausbeuter (kořistníci) des Volkes. „In Österreich-Ungarn blieb“, so Leins, „ein solches Thema [sc. das Münzkonsortium], das ein ziemlich schlechtes Licht auf Kaiser Ferdinand II. warf, mehr als suspekt“ (S. 160).

Und was ist mit den grundlegenden, zwischen 1881 und 1890 erschienenen Studien von Anton Gindely, Johann Newald und Arnold Luschin von Ebengreuth, auf die sich auch Leins vielfach stützt?

Die Arbeit besteht aus drei großen Abschnitten, die sich (I.) dem „Netzwerk des Konsortiums“, (II.) der „Tätigkeit des Konsortiums“ und (III.) den „Konsequenzen des Konsortiums“ widmen. Den Kern des ersten Abschnitts bildet ein „Schaubild“ (S. 45), zu dem der Autor erklärt, es verleihe „– erstmalig vollständig – sämtliche 16 Mitglieder des Münzkonsortiums“ (S. 44). Mit Ausnahme des böhmischen Münzmeisters (und späteren böhmischen Kammerpräsidenten) Wilhelm von „Vřesovec“ (recte: Vřesovic, Vřesovitz oder Wrzesowitz) handelt es sich um dieselben Männer, die bereits Anton Ernstberger auf seiner Liste hatte,¹ worauf Leins allerdings nicht ausdrücklich hinweist. Quellenmäßig verbürgt ist die Mitgliedschaft nach wie vor nur für Hans de Witte, Jakob Bassevi, Karl von Liechtenstein, Paul Michna und Albrecht von Wallenstein. Die – von Ernstberger vermutete, von Leins geradezu behauptete – Mitgliedschaft der drei Hofkammerräte, die (neben dem bzw. anstelle des verhinderten Hofkammerpräsidenten Gundaker von Polheim) am 18. Jänner 1622 den Münzkontrakt als Vertreter der Hofkammer – also des Vertragspartners des Konsortiums – unterschrieben (Vinzenc Muschinger, Hans Christoph Teufel und Hanns Unterholzer), halte ich für eher unwahrscheinlich.

Wiederholt äußert Leins Vermutungen, die als verstiegen qualifiziert werden müssen. Die Annahme, eventuell einst vorhandene Unterschriften der am Konsortium beteiligten Adeligen seien „vielleicht später getilgt“ worden (S. 92), gehört dazu. Auf S. 166 wird sogar behauptet, es sei „offenkundig, dass sein [sc. Karl von Liechtensteins; Th.W.] Name aus den offiziellen Vertragskonzepten und -texten getilgt wurde“. Die Hinweise auf Adelsarchive, in denen vielleicht noch interessantes Material zu Mitgliedern des Münzkonsortiums zu finden sei, das dazu beitragen könnte, „letzte Geheimnisse des Münzkonsortiums aufzuklären“ (S. 97 Anm. 343), führen in die Irre: In Graz (im Archiv Herberstein im Steiermärkischen Landesarchiv) gibt es nichts zu Hans Ulrich von Eggenberg, was nicht bereits publiziert wäre, und Herrschafts- und Familienakten aus der Zeit seines Sohnes und Erben Johann Anton werden nicht in Třeboň (Wittiggau) aufbewahrt, sondern in Český Krumlov (Krumau), wo in der Schlossbibliothek übrigens auch Hans Ulrich von Eggenbergs Bibliothek verwahrt wird; die Familienarchive Liechtenstein und Harrach befinden sich nicht in Brünn, sondern in Wien (letzteres als Depot im Österreichischen Staatsarchiv); und die Papiere Wallensteins muss man weniger in Prag suchen, wo sich der größere Teil von Wallensteins Kriegskanzlei befindet, sondern eher in Mnichovo Hradiště (Münchengrätz).

Im Abschnitt „Konsequenzen des Konsortiums“ äußert der Autor eine recht unwahrscheinliche Vermutung über die Hintergründe der Prozesse der Hofkammer gegen Karl

Eusebius, den Sohn und Erben des Fürsten Karl von Liechtenstein: „Möglicherweise ging es bei den Prozessen gegen Liechtenstein ja auch darum, zu verhindern, dass die durch Karl von Liechtenstein erworbene Reichsfürstenwürde durch Sitz und Stimme auf dem Reichstag mit echter Macht erfüllt worden wäre.“ Es lag im Gegenteil grundsätzlich im Interesse der Kaiser, die Zahl der katholischen, ihnen gegenüber unbedingt loyalen, de facto landsässigen „erbländischen“ Fürsten im Reichsfürstenrat zu vergrößern, und mit „echter Macht“ hatte die Erlangung von Sitz und Stimme durch diese wohl nichts zu tun.² Es stimmt nicht, dass die Erklärung Böhmens zum Erbkönigreich in der „Verneuernten Landesordnung“ von 1627 (übrigens keine grundsätzliche Neuerung gegenüber dem spätestens seit 1547 bzw. 1549 bestehenden Rechtszustand) „der Goldenen Bulle von 1348, dem Reichsgrundgesetz schlechthin [widersprach], insofern es nunmehr keine freie Königswahl gab“ (S. 155 Anm. 564). Vielmehr war im Erbfolgegesetz Karls IV. von 1348 die Primogenitur für die männliche Nachkommenschaft des böhmischen Königs festgelegt worden und in der Goldenen Bulle von 1356 hatte Karl IV. für die Kurfürstentümer des Heiligen Römischen Reiches und damit auch für das Königreich Böhmen Unteilbarkeit und Primogeniturerbfolge proklamiert.

Auf eine Auflistung weiterer sachlicher Fehler verzichte ich und führe als Exempel nur noch die kuriose Auflösung von Abkürzungen auf einem „Kippergulden“ (Abb. 14) und die Übersetzung dieser Umschrift an: Statt „R[omanorum] I[mperii] S[emper] A[u]G[ustus]“ = „Kaiser des immerwährenden Römischen Reiches“ (S. 105) muss es natürlich heißen: „R[omanorum] I[mperator] S[emper] A[u]G[ustus]“ = „Römischer Kaiser und allzeit Mehrer des Reiches“ (wörtlich: „Imperator der Römer und allzeit Augustus“).

Insgesamt handelt es sich bei Steffen Leins in dieser Form nicht unbedingt publikationswürdigen Magisterarbeit um den Versuch einer ausführlichen Zusammenfassung der vorhandenen Literatur – erfreulicherweise unter Einschluss tschechischsprachiger Publikationen sowie unter Einbeziehung einiger ergänzender Quellen im Wiener Hofkammerarchiv und von Franz Christoph Khevenhillers *Annales Ferdinandeae*. Die Brauchbarkeit der Arbeit wird durch zahlreiche pauschale und apodiktische Urteile und das Präsentieren von Vermutungen als so gut wie sicheren, quellenbasierten Tatsachenfeststellungen beeinträchtigt; überdies enthält sie nicht wenige sachliche Fehler. Leins' Darstellung bringt kaum grundsätzlich Neues über das Münzkonsortium zutage, und die über die ältere Forschung hinausgehenden Interpretationen ruhen teilweise auf tönernen Füßen. Der Band ist, auch dank des Quellenanhangs (S. 165–183), trotz seiner Mängel aber nicht wertlos, er kann nur die durch den Autor selbst geweckten hohen Erwartungen nicht einlösen.

Anmerkungen

- 1 Anton Ernstberger: Hans de Witte. Finanzmann Wallensteins, Wiesbaden 1954, S. 96–99.
- 2 Zu den Bemühungen des Hauses Liechtenstein um Session und Votum auf der Fürstenbank des Reichstages vgl. Thomas Winkelbauer: Fürst und Fürstendiener. Gundaker von Liechtenstein, ein österreichischer Aristokrat des konfessionellen Zeitalters, Wien–München 1999, S. 321–337.

Thomas Winkelbauer (Wien)

Guillaume Garner/Matthias Middell (Hg.): Aufbruch in die Weltwirtschaft. Braudel wiedergelesen. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2012, ISBN 978-3-86583-695-3

Über die grundsätzliche Bedeutung Fernand Braudels für die Entwicklung der Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert ist schon sehr viel geschrieben worden, doch inwieweit sind Braudels teils unorthodoxe Überlegungen und Erkenntnisse aus den 1940er- bis 1980er-Jahren auch heute noch gültig und inspirierend? Dieser von Guillaume Garner und Matthias Middell herausgegebene Sammelband bietet eine Reihe von Antworten auf diese Frage. Fast alle Beiträge entstanden im Kontext eines Workshops, der 2009 anlässlich der 30. Wiederkehr des Erscheinens von *Civilisation matérielle, Economie et Capitalisme XV^e-XVIII^e siècle* (orig. 1979, dt. *Sozialgeschichte des 15.–18. Jahrhunderts*, 1985/86) an der Universität Leipzig stattgefunden hatte.

Thematischer Ausgangspunkt dieser Tagung war der Versuch, Braudels zweites Hauptwerk auf seinen Gehalt und seine Gültigkeit in Hinblick auf neuere Forschungsansätze und -ergebnisse zu untersuchen. Ein derartiger Versuch erschien nicht zuletzt vor der Folie einer bald nach Braudels Tod in der zweiten Hälfte der 1990er-Jahre einsetzenden besonders kritischen Sicht auf die *Civilisation matérielle* sinnvoll. Die Sozialgeschichte des 15.–18. Jahrhunderts und der darin vertretene Zivilisationsbegriff wurden vermehrt als „eurozentristisch“ kritisiert, der für Braudels Thesen besonders wichtige Gegensatz von „Marktwirtschaft“ und „Kapitalismus“ wurde in Frage gestellt, ja Braudels Begrifflichkeit als unpräzise, seine Konstruktion von Herrschaft als „holistisch“ entlarvt. Andererseits war die *Civilisation matérielle* und ihr weit über Europa hinausreichendes Forschungsfeld seit den 1990er-Jahren für viele Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler Ansporn und Inspiration, Ansätze und Ideen für eine neue Globalgeschichte zu entwickeln. Insbesondere die Diskussionen, die sich rund um das Erscheinen von Kenneth Pomeranz' *The Great Divergence: China, Europe, and the Modern World Economy* entwickelten, werden in mehreren Beiträgen aufgenommen und vertieft.

Der vorliegende Band vereint nun die meisten der in Leipzig vorgetragenen Papers (leider ohne die Beiträge von Peter

Schöttler und Maurice Aymard); insgesamt sieben an der Zahl. Die Bandbreite der auf Englisch, Französisch und Deutsch verfassten Beiträge reicht von der deutschen und französischen Rezeption von *Civilisation matérielle* bis hin zu Braudels Einfluss auf die neue Globalgeschichte.

Dem Thema der sehr unterschiedlichen deutschen und der französischen Rezeption des Werkes widmet sich der Mitherausgeber Guillaume Garner. Sehr spannend ist der Blick auf die DDR und die zurückhaltenden bis negativen Stellungnahmen zur Annales-Schule bzw. zu Braudel, vor allem wegen dessen nicht-linearen Geschichtsverständnisses.

Stark in der Kritik (etwa von Heide Gerstenberger) stand schon beim Erscheinen der deutschen Übersetzung Braudels Trennung zwischen Marktwirtschaft und Kapitalismus und damit verbundene, als unklar empfundene Begriffsdefinitionen. Diesem Thema widmen sich ausführlich Peer Vries, Alexander Engel, Patrick Verley und Christof Jeggli. Vries betont in *Europe and the Rest: Braudel on Capitalism* die enge Bindung des Kapitalismus an den Staat und die westeuropäische Stadt. Dass die chinesische Entwicklung nicht in dieses Bild passt, hat Braudel erkannt. Vries zweifelt aber an einigen seiner Vorannahmen und Schlussfolgerungen. Er betont aber letztlich den produktiven Wert von Braudels undogmatischen Perspektiven. Alexander Engel verweist in seinem Beitrag noch einmal darauf, dass Braudel die Begriffe Marktwirtschaft und Kapitalismus nicht scharf definiert, sondern „eher assoziativ und plakativ“ verwendet und zeichnet seinerseits die wechselnden Bedeutungen von „Markt“ seit dem 18. Jahrhundert nach.

Der letzte Beitrag des Buches von Philippe Norel, *Comment s'est construit le capitalisme? Les réponses de Braudel et de l'histoire globale*, untersucht Braudels globalgeschichtlichen Ansatz. Norel, inzwischen mit einer Weltwirtschaftsgeschichte *L'Histoire économique globale* (2009) hervorgetreten, liefert eine fundierte Analyse und bettet Braudels Verfahren noch einmal in den wirtschaftshistorischen Diskurs des 20. Jahrhunderts ein.

Alle Beiträge beziehen sich kritisch, letztlich aber positiv auf Braudels anregende und fordernde Weltgeschichte. Damit entspricht der Band der eigenen Vorgabe, „nicht auf die Einbalsamierung eines großen Vorfahren, sondern auf dessen kritische Aneignung ausgerichtet“ (Garner/Middell) zu sein.

Paulus Ebner (Wien)

Sigrid Jahns: *Das Reichskammergericht und seine Richter. Verfassung und Sozialstruktur eines höchsten Gerichts im Alten Reich, Teil I: Darstellung.* Köln/Weimar/Wien: Böhlau Verlag 2011 (= Quellen und Forschungen zur Höchsten Gerichtsbarkeit im Alten Reich 26/I), 783 S., ISBN 978-3-412-06403-7

Es gibt Bücher, die einen ein Stück des Lebenswegs begleiten – und es gibt Bücher, die es nicht gibt und trotzdem Teil der eigenen beruflichen Biographie werden. Als ich im Sommersemester 1993 an der Universität Tübingen im letzten Seminar von Volker Press vor seinem überraschenden Tod zu Friedrich „dem Großen“ ein Referat und eine Arbeit zu Preußen und dem Reichskammergericht verfassen sollte, bin ich erstmals einigen in Aufsatzform publizierten Studien Sigrid Jahns zur Besetzung dieses obersten Reichsgerichts begegnet. Jahns Gesamtdarstellung, deren Anfang ebenfalls unter anderem auf Volker Press zurückgeht, wurde bereits im Wintersemester 1990/91 an der Universität Gießen als Habilitationsschrift angenommen. Da mich die Reichsgerichtsbarkeit bis ans Ende meines Studiums in Wien begleitet hat, habe ich – und wohl nicht nur ich allein – Jahre auf das Erscheinen dieses Werks gewartet und immer wieder recherchiert, ob das angekündigte Opus magnum endlich im Druck erschienen ist.

Mit der Publikation des erstens Teils (Teil II: Biographien inkl. einer CD-Rom erschien bereits 2003) ist das Werk nun einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich. Es umfasst – neben einer Liste der Kammerrichter und Präsidenten des Reichskammergerichts zwischen 1648 und 1806, einem umfangreichen Quellen- und Literaturverzeichnis und einem Personenregister – 675 Seiten Analyse des Kammerkollegiums und ist in drei große Kapitel eingeteilt. Nach einem Abriss der Forschungsgeschichte und der Darstellung des Forschungsinteresses behandelt Kapitel II die „Funktion und Besetzung des Kammergerichts“ (S. 38–342). Kapitel III bietet ein „Gruppenprofil der Assessoren und der erfolglos Präsentierten in der Spätphase des Alten Reiches“ (S. 343–600). Ein kürzeres Kapitel IV problematisiert das Thema „Die Personalverfassung unter Anpassungsdruck“ (S. 601–671). Neben einer knappen Schlussbemerkung enthält der Band mehrere Tabellen (unter anderem zu den absolvierten Praktika des Reichskammergerichtspersonals an diesem Gericht selbst, am Reichshofrat oder am Reichstag), Präsentationsschemata, zwei Verwandtschaftstafeln und 16 Karten zu den Geburts- und Dienstorten der von den Reichskreisen, den Kurfürsten oder dem Kaiser präsentierten Reichskammergerichtsassessoren. Allein die aufgeführten und analysierten Fakten sind mehr als beeindruckend und man würde sich ähnliche Informationen – trotz der sehr verdienstvollen Arbeit von Oswald von Gschließer – für den Reichshofrat, für die Gesandten und Räte an den Reichstagen und anderen Reichsinstitutionen wünschen. Aber auch darüber hinaus sei darauf verwiesen, dass abgesehen von den in den einschlägigen Publikationen immer wieder erwähnten führenden

„Ministern“ am Kaiserhof und den Höfen der wichtigsten Reichsfürsten eingehendere Informationen über die leitende Beamenschaft oft Mangelware sind – von Gruppenbiographien ganz zu schweigen. Neben Gerichten wären etwa die Mitglieder von Finanzbehörden, die beispielsweise in der Habsburgermonarchie des ausgehenden 18. Jahrhunderts circa die Hälfte aller zentralen Verwaltungsstellen ausmachen, ein lohnendes Feld zur Erforschung der personellen Träger des frühmodernen Staates. Insofern hat Jahns Untersuchung sicherlich Vorbildcharakter über die Reichsgeschichte hinaus.

Doch zurück zur letzteren: Abgesehen von der Fülle an Details und Einzelergebnissen wird besonders der Wandel der Reichsverfassung bzw. der von Kaiser und Reichsständen betriebenen Politik und damit auch von Reichsinstitutionen wie des Reichskammergerichts deutlich. Die wachsende Eigenstaatlichkeit der größeren Reichsstände verbunden mit der Schmälerung der Kameraljustiz durch die Territorien (S. 602) und die Orientierung der Fürsten an den Normen europäischer Machtpolitik wirkten sich nicht nur allgemein auf das Reichssystem, sondern auch auf das Reichskammergericht aus. Dieses existierte im 18. Jahrhundert „mehr denn je in einem Spannungsfeld zwischen zusammenwirkenden und zentrifugalen Kräften“ (S. 603). Insgesamt belegen auch die detaillierten Studien von Jahns, dass die „Vitalität“ des Alten Reiches besonders im 18. Jahrhundert, wie dies andere Untersuchungen ebenfalls nachweisen konnten, entgegen neueren Glorifizierungen stark abnahm: „All diese Symptome verweisen auf die Strukturprobleme der mehr aus föderalen als aus zentralistischen Elementen zusammengesetzten Reichsverfassung: Die dem Reichsverband während der ganzen Frühen Neuzeit innewohnenden zentrifugalen Tendenzen verstärken sich zuletzt immer mehr auf Kosten der Integrationskraft. So war das RKG und speziell sein Richtergremium im Zeichen anfänglicher Modernität wie in der von Alterungserscheinungen belasteten Spätphase immer ein Seismograph für den Zustand des Reiches.“ (S. 674f.).

Für den Nutzen von behörden-, verwaltungs- und verfassungsgeschichtlichen Forschungen ist Jahns Werk ein eindrucksvoller Beleg. Zu wünschen wären „Nachahmungstätter“, die ihr Publikum etwas früher finden.

Peter Rauscher (Wien)

Michaela Schmözl-Häberlein: Kleinstadtgesellschaft(en). Weibliche und männliche Lebenswelten im Emmendingen des 18. Jahrhunderts (= Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte – Beihefte 220), Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2012, 405 S., ISBN 978-3-515-10239-1

Die Studie, die 2011 an der TU Chemnitz als Habilitation angenommen wurde, verbindet das traditionelle Forschungsfeld der Stadtgeschichte mit der in jüngerer Zeit boomenden Frauen- und Geschlechtergeschichte. Ort der Handlung ist das badische Städtchen Emmendingen, das nach dem Dreißigjährigen Krieg nur noch 32 Bürger zählte, bis 1804 aber auf eine Einwohnerschaft von 1.480 Personen anwuchs. Der Bevölkerungsanstieg resultierte einerseits aus einem Geburtenüberschuss, andererseits aus Zuwanderung aus dem engeren und weiteren regionalen Umfeld der Schweiz, des Schwarzwaldes, des Elsass, Tirols und Vorarlbergs. Seit 1680 war der erste Jude als Pächter der Münze und des städtischen Salzhandelsmonopols in Emmendingen ansässig. Die mehrheitlich lutherische Stadt beherbergte um die Wende zum 19. Jahrhundert elf Prozent jüdische und drei Prozent katholische EinwohnerInnen. Auch ihren Charakter änderte die Stadt nach dem verheerenden Krieg, indem sie sich von einer Ackerbürgerstadt zu einem Zentralort entwickelte, in den Ende der 1680er-Jahre die Verwaltung des Oberamts Hochberg verlegt wurde.

Nach einem einführenden Kapitel zu Forschungsstand, Quellen und Methode werden zunächst Bevölkerungsentwicklung, Verfassung und Verwaltung sowie die wirtschaftliche Entwicklung und Berufsstruktur Emmendingens bzw. seiner Bevölkerung umrissen und damit der Rahmen für die Handlungen der „Heldinnen“ der Geschichte abgesteckt. Hauptpersonen und Zentrum der Untersuchung sind die Emmendinger Frauen, deren Leben auf der Basis serieller Quellen wie beispielsweise Stadtrechnungen und Ratsprotokolle, Heiratsverträge, Testamente oder Nachlassinventare untersucht werden. Ausgewertet wurden die gesammelten Informationen mit Hilfe einer Datenbank, die mehr als 8.000 Personen umfasst und unter anderem Angaben zu den Besitzverhältnissen, zu Beruf, Konfession, Herkunftsort sowie Ereignisse wie Eheschließungen, Vertragsabschlüsse und Ämterbesetzungen enthält (vgl. S. 26). In Kapitel III werden, soweit dies auf Basis der fragmentierten Überlieferungslage möglich ist, exemplarische Lebensläufe von Emmendingerinnen – der Kaufmanns- oder Pfarrerfrau, der Bürgermeister- oder Beamtentochter, einer Schutzjüdin, der Webermeisterin oder Dienstmagd – vorgestellt (S. 62–107). Den Hauptteil des Bandes bilden strukturelle Analysen zu den Themenfeldern „Ehe, Haushalt und Familie“ (S. 108–151), „Kindheit und Jugend, Bildung und Ausbildung“ (S. 152–198), „Frauen in der städtischen Ökonomie“ (S. 199–229), „Rathaus, Marktplatz, Wirtshaus, Kirche und Friedhof: Geschlecht und städtische Öffentlichkeit“ (S. 240–286) sowie „Devianz und Geschlecht“ (S. 287–332). Abgesehen von der üblichen Zusammenfassung und dem wissenschaftlichen

Apparat enthält das Werk einen knappen Abriss zum Thema „Scheidungen bei den jüdischen Einwohnern des Oberamts Hochberg“ (S. 337–339) und eine Rekonstruktion des Bücherbesitzes der BewohnerInnen Emmendingens (S. 340–350).

Die Arbeit behandelt ein breites Spektrum kleinstädtischen Lebens in der Frühen Neuzeit. Auf der Grundlage intensiver Quellenrecherchen wird eine Reihe von Themen(feldern) aufgegriffen, die in der jüngeren Forschung intensiv diskutiert wurden, wie etwa die Bedeutung öffentlicher Orte oder deviantes Verhalten. Die Vielfalt der routiniert analysierten Aspekte der Wirtschafts-, Sozial- und Geschlechtergeschichte macht Emmendingen zweifellos zu einem Fallbeispiel, das weit über den lokalen bzw. regionalen Kontext hinausweist.

Peter Rauscher (Wien)

Tyge Krogh: *A Lutheran Plague. Murdering to Die in the Eighteenth Century* (= *Studies in Central European Histories* 55), Leiden/Boston: Brill 2012, 226 S., ISBN 978-90-04-22115-4

Gegenstand der vorliegenden Studie des dänischen Historikers Tyge Krogh ist ein außergewöhnliches Verbrechen, das im deutschsprachigen Raum als indirekter, mittelbarer oder umgelenkter Suizid, als Suizidalmord oder „Mord aus Lebensüberdruß“ bezeichnet wird. Dabei handelt es sich um Menschen, die ihren eigenen Tod erwirken wollten, indem sie einen Mord verübten, um für die begangene Tat hingerichtet zu werden.

Nicht zuletzt aufgrund seiner Außergewöhnlichkeit wurde dieses Verbrechen in den vergangenen Jahren vor allem im Kontext der historischen Suizidforschung zunehmend thematisiert. Tyge Krogh ist mit der Forschungslage bestens vertraut,¹ weshalb seine Feststellung, dieses Phänomen sei von der historischen Forschung bisher übersehen worden (S. 2), nicht ganz nachvollziehbar ist. Allerdings legt er nun erstmals eine kompakte Monographie vor, die sich ausschließlich dem – in seiner Terminologie – *suicide murder* widmet.

Das eigentliche Untersuchungsgebiet der Studie beschränkt sich auf Kopenhagen und den Zeitraum von 1697–1789. Als Quellen dienen Akten der zivilen und militärischen Gerichte sowie Flugblätter und Moritaten. Neben einer *in-depth study* von Suizidalmord in Kopenhagen will Krogh explizit auch eine europäische Perspektive einnehmen, indem er seine Ergebnisse mit Forschungen in anderen Ländern in Beziehung setzt.

Das Buch ist in drei Teile gegliedert, die sich der Morphologie, den Ursprüngen und dem Rückgang dieses Phänomens widmen. Ein quantitativer Vergleich des von ihm gesichteten

Materials mit in der Forschung bekannten Suizidalmorden in Stockholm und Hamburg lässt für Krogh den Schluss zu, dass in diesem Zeitraum „suicide murders constituted one of the dominant criminal problems“ (S. 19). Insgesamt, so Krogh, handelte es sich um eine Tat, die in erster Linie von Angehörigen der sozialen Unterschicht verübt wurde. Die Opfer waren überwiegend Kinder, die – so die zeitgenössische Annahme – in ihrem kurzen Leben wenige Sünden angehäuft hätte und deshalb sicher in den Himmel kommen würden. Zu den TäterInnen zählten vor allem weibliche Hausangestellte, Frauen in Spinnhäusern und Soldaten. Die Ursachen für Suizidalmord seien in der Verdammung des Suizids und in der religiösen Prägung des Gerichtssystems zu suchen. Ihr Leben durch die Hand des Henkers zu verwirken, galt den SuizidalmörderInnen als die ‚bessere‘ Art zu sterben, da sie Aussicht auf Erlösung bot. Während SuizidentInnen, so die weitverbreitete Meinung, in der Hölle landen würden, ließen schwere Sünden wie Mord noch immer die Möglichkeit von Reue, Buße und Bekehrung zu. Zudem könne die Hinrichtung als ein Reinigungsritual interpretiert werden, das – nach vollzogener Buße und Absolution – eine gesellschaftlich reintegrative Funktion für den/die Verurteilte/n erfüllte.

Die Hauptthese, die Tyge Krogh in seiner Studie vertritt, prangert in großen roten Lettern bereits auf dem Buchumschlag: *A Lutheran Plague* sei dieses Phänomen, typisch für die skandinavischen Länder (in diesem Fall Dänemark und Schweden) und die Folge eines spezifischen, lutherischen Pietismus, wie er vor allem im Skandinavien der Frühen Neuzeit praktiziert wurde. Zwar war Suizidalmord in vielen europäischen Ländern präsent, nirgends allerdings so häufig wie im lutherischen Norden Deutschlands und in Skandinavien. Krogh führt das auf die enge Verbindung von weltlichen Gesetzen und lutherischer Doktrin zurück. So betont er beispielsweise die Bedeutung des Pentateuch für die weltliche Gesetzgebung und die Rolle des Landesfürsten, dessen Aufgabe als Kirchenoberhaupt es war, die Untertanen vor dem Zorn Gottes zu schützen. In diesem Kontext habe die Todesstrafe eine zentrale Rolle eingenommen, sie sei geradezu eine göttliche Forderung gewesen, weshalb sie etwa für Totschlag konsequent verhängt wurde. In katholischen Ländern – so Krogh – sei das nicht in vergleichbarem Ausmaß der Fall gewesen (S. 100–101).

Erklärtes Ziel der Theologen, denen bei der Vorbereitung der Verurteilten eine wichtige Rolle zukam, war es, die Seele des/der Verurteilten zu retten. Krogh vertritt die Ansicht, das Gewicht, das auf die Erlösung der Hingerichteten gelegt wurde, war dem Pietismus geschuldet, der in Skandinavien Ende des 17. Jahrhunderts und zu Beginn des 18. Jahrhunderts an Bedeutung gewann und die Beziehung des Individuums zu Gott in den Vordergrund stellte. Die lutherische Konfession, argumentiert Krogh, bot für zum Tode Verurteilte die optimistischste Heilsversprechung auf ein Leben danach. Dies sei ein Anreiz für Todessehnsüchtige gewesen und erkläre die hohe Rate an Suizidalmorden im lutherisch-

protestantischen Raum.

In Dänemark erreichte dieses Delikt seinen Höhepunkt in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Erst im Dezember 1767 wurde ein Dekret erlassen, das die Todesstrafe für Suizidalmord abschaffte. Stattdessen sollten die TäterInnen schwere Arbeit verrichten sowie gebrandmarkt und ausgepeitscht werden. Nach ihrem Tod sollten sie vom Freimann bei der Richtstätte begraben werden. Bereits zuvor waren religiöse Elemente in der Hinrichtungszeremonie reduziert worden, um den ‚Anreiz‘ zu mindern. Krogh streicht hervor, wie bahnbrechend es im lutherischen Kontext war, die Todesstrafe für eine Form von Mord abzuschaffen, womit sozusagen gegen das göttliche Gebot verstoßen wurde (S. 149). Den darauffolgenden Rückgang von Suizidalmorden sieht er als ein Resultat von rechtlichen Maßnahmen, die die Logik des Verbrechens bekämpften. Damit einher gingen weitreichende Änderungen in der lutherischen Doktrin, die es möglich machten, von der Todesstrafe als einzig mögliche Reaktion auf Mord Abstand zu nehmen. Dies sei wiederum in Verbindung mit einem gesellschaftlichen Wandel zu sehen, der bewirkte, dass der Religion ein veränderter Stellenwert zukam und die Abneigung gegenüber der Anwendung der Todesstrafe wuchs.

Tyge Krogh legt mit dieser Studie eine höchst interessante und lesenswerte Arbeit vor. Besonders begrüßenswert ist sein Versuch, eine länderübergreifende Analyse vorzunehmen. Methodisch problematisch erscheint der Rezensentin jedoch die Art und Weise, wie Primärquellen und aus der Forschungsliteratur übernommene Quellen kombiniert werden. Während er für den protestantischen Raum die von ihm bearbeiteten dänischen Primärquellen sowie die Ergebnisse von Arbeiten heranzieht, die sich dezidiert mit Suizidalmord beschäftigen, basiert sein Datenmaterial für den katholischen Raum auf Studien, die dieses Phänomen nur *en passant* im Rahmen einer breiter angelegten kriminalitätshistorischen Untersuchung streifen, aber nicht explizit zur Fragestellung haben. Zwangsläufig kommt es dadurch zu einer Schiefelage zugunsten der lutherisch-protestantischen Perspektive, was Krogh aber nicht weiter thematisiert. Zudem werden beispielsweise die von Kathy Stuart angestellten Überlegungen zu den Unterschieden bei Suizidalmord in protestantischen und katholischen Gegenden von Krogh nicht diskutiert.² Insgesamt entsteht der Eindruck, dass Krogh – wohl um sein Argument der Sonderstellung des Suizidalmords im Luthertum stärker zu betonen – vielerorts auf eine differenzierte Sichtweise verzichtet. Krogh argumentiert stark entlang der konfessionellen Grenze zwischen lutherischem Protestantismus und Katholizismus. Was nicht in dieses Konzept passt, wird als Ausnahme abgetan: Beispielsweise die vergleichsweise hohe Anzahl von Suizidalmorden im katholischen Wien sowie ein ebendort relativ früh erlassenes Edikt, das diesem Phänomen Einhalt gebieten wollte. Kroghs Befund „[t]he intense official interest the preparation of the prisoners condemned to death and orchestrating the execution ceremony was a distinctive feature

of the Lutheran Church“ (S. 128), erscheint der Rezensentin als zu undifferenziert. Auch im katholischen Raum handelte es sich bei einer Hinrichtung um ein bewusst inszeniertes Ereignis, auf das der/die Delinquent/in von Geistlichen vorbereitet wurde.

In Hinblick darauf, dass Suizidalmord als eines der wenigen Verbrechen mit einem deutlichen Frauenüberhang gilt, erscheint das im Appendix angeführte Geschlechterverhältnis der Kopenhagener Fälle mit 77 von Frauen und 66 von Männern verübten Suizidalmorden verhältnismäßig ausgewogen. Hierzu wären weitere Ausführungen wünschenswert gewesen. Leider wurde in der Untersuchung die Frage nach der Rolle von Geschlecht ausgespart, was angesichts der genderspezifischen Besonderheit des behandelten Verbrechens bedauerenswert ist.

Trotz dieser Kritikpunkte sei festgehalten, dass Tyge Krogh mit dem vorliegenden Buch eine anregende, gut strukturierte Studie vorlegt, die eine wichtige Ergänzung und Bereicherung für die historische Kriminalitätsforschung und Suizidforschung darstellt. Nicht zuletzt kann die Lektüre als Inspiration für weiterführende Untersuchungen, vor allem über den katholischen Raum, gesehen werden.

Anmerkungen

- 1 Der Beitrag von Andreas Hellerstedt: „Ett stort bevis av Evangelii kraft och sanning“. Suizidalmord, avrättningar och herrnhutisk teologi; in *Historisk Tidskrift* 131, 3 (2011), S. 491–510 erschien kurz vor Drucklegung des Buches und konnte wohl deshalb keinen Eingang mehr finden.
- 2 Vgl. Kathy Stuart: *Suicide by Proxy: The Unintended Consequences of Public Executions in Eighteenth-Century Germany*; in *Central European History* 41 (2008), S. 313–445.

Evelyne Luef (Wien)

Daniel Bellingradt: *Flugpublizistik und Öffentlichkeit um 1700. Dynamiken, Akteure und Strukturen im urbanen Raum des Alten Reiches (= Beiträge zur Kommunikationsgeschichte 26)*, Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2011, 548 S., ISBN 978-3-515-09810-6

Daniel Bellingradt bietet in seiner Studie eine multiperspektivische Betrachtung des urbanen Raums, seiner Akteure und Strukturen sowie der durch die dort zirkulierenden Schriften ausgelösten Dynamiken. Zwar ist es notwendig, bei einer Untersuchung mit dem Titel *Flugpublizistik und Öffentlichkeit um 1700* eine Einführung in das Thema (Forschungsgeschichte, Begriffsdefinitionen) zu geben, doch sind gerade diese ersten Bemerkungen schwer verdaulich. Die dichte Aneinanderreihung unterschiedlicher Forschungsansätze zur Flugpublizistik, zum Zeitungswesen oder zum Kommunikationsraum Stadt bietet durchaus einen guten

Überblick. Leider vermittelt der Autor dabei durch die steten Hinweise auf das Schließen einer Forschungslücke durch seine Studie gleichzeitig das Gefühl, dass er vor allem die eigene Leistung im Auge hat und die Analyse der Forschungslandschaft ein wenig unter diesem Blickwinkel erfolgt. Das teilweise schwer verträgliche Eigenlob seiner „Pionierarbeit“ (S. 36) fordert natürlich bei einer Rezension heraus. Gabriele Haug-Moritz hat bereits in ihrer Besprechung darauf hingewiesen, dass Bellingradt nicht ganz so isoliert dasteht, wie er vorgibt (Gabriele Haug-Moritz, in: *sehpunkte* 12 (2012), Nr. 9 (15.09.2012), <http://www.sehpunkte.de/2012/09/20861.html>). Er selbst weist ja auch auf die vorhandenen Forschungen etwa für den englischen Raum hin und kritisiert, dass die Untersuchungen zum Alten Reich häufig bei der Analyse der Periodika stehen bleiben würden und somit den wichtigen Faktor Flugpublizistik ausklammerten. Wurde dieser Faktor einbezogen, handelte es sich zumeist nur um kleinräumige Einzeluntersuchungen, die selten umfassende Entwicklungen herausarbeiteten. Ein Großteil dieser Studien über Verteiler und Rezipienten von Nachrichten konzentriert sich auf vier historische Zeiträume: die Reformation, den Dreißigjährigen Krieg, die Französische Revolution und die Revolution von 1848. Bellingradt betont jedoch weniger, dass er aufgrund der Fülle an Material selbst vier Einzeluntersuchungen zum urbanen Raum vornimmt, und zwar auch zu bestimmten, nicht unbekanntem Anlassfällen (z.B. Gülich-Aufstand). Damit bestätigt der Autor indirekt, dass aufgrund des zahlreichen, aber nicht vollständig erhaltenen Materials, das eine mühsame Erarbeitung des jeweiligen Kontextes verlangt, eine Studie ohne Einschränkungen für einen größeren Raum eben vorerst schwer möglich ist. So wie die Analysen der Periodika und Flugpublizistik Einblicke in die Medien- und Kommunikationsgeschichte geben und helfen neue Fragen aufzuwerfen, hilft auch die Untersuchung Bellingradts die Dynamiken besser zu verstehen. Sie stellt also einen wichtigen, mühsam erarbeiteten Baustein dar, ohne nun ausschließlich vollkommen Neues zu präsentieren.

Bellingradt bemüht sich um eine möglichst objektive Analyse, ohne vorgefertigte Konzepte von Öffentlichkeit heranzuziehen, denn „für historische Analysen gilt stets die konkrete empirische Interpretation des untersuchten Zustandes“ (S. 23). Als Untersuchungsräume hat er das katholische Köln sowie die lutherischen Städte Hamburg, Leipzig und Dresden ausgewählt. Ist bei der Auswahl der „Druck(er)stadt“ Köln der Aspekt des Katholizismus ausschlaggebend, so bei Hamburg dessen Bedeutung als wichtiges Zentrum für Presse und Drucker. Leipzig war eine bedeutende Buchstadt und mit Dresden erweitert sich das Spektrum um eine weltliche Residenzstadt. Dadurch können auch mögliche Eingriffe durch den Fürsten (Zensur) thematisiert werden. Kai Lohsträter hat in seiner Besprechung auf die verpasste Chance eines Vergleichs mit der Situation in Mittel- und Kleinstädten hingewiesen (Kai Lohsträter, in: *H-Soz-u-Kult* 27.03.2012). Bellingradt fragt nach den Stationen eines

Kommunikationsprozesses, nämlich Sender, Aussage, Empfänger, Kanal und Wirkung (Harold Lasswell). Zudem erweitert er nach Henk Prakke das Modell um die Fragen nach Raum und Zeit, den Motiven der Kommunikation sowie die Aussagengestaltung. Der Untersuchungszeitraum der Studie um 1700 ermöglicht es Bellingradt zu zeigen, dass eine kritische Öffentlichkeit nicht erst ein Produkt der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist.

In Köln untersucht Bellingradt die „Peterswirren“ (1667–1676) und den „Gülich-Aufstand“ (1680–1686). Im ersten Fall entzündete sich die Kommunikation an einer Priesterbestellung, im zweiten kritisierte Nikolaus Gülich den Rat der Stadt und sein Verhalten. In beiden Konflikten war die städtische Obrigkeit involviert, die sich gegen ihre Bürger oder Ansprüche des Kölner Kurfürsten behaupten musste, und beide Auseinandersetzungen mussten schließlich durch das Eingreifen von außen mittels kaiserlichen Kommissionen geregelt werden. Auch in Hamburg löste ein religiöser Streitpunkt den Konflikt aus: Bellingradt untersucht den schriftlichen Diskurs im „Revocationsstreit“ (1702–1708) um Pastor Johann Friedrich Mayer. Gerade an diesem Beispiel wird ersichtlich, wie sich anhand der Texte und deren Autoren die Kommunikationssituation verselbstständigte. So hatte Mayer selbst bereits kein Interesse an einer Rückkehr bekundet, die Auseinandersetzung wurde aber trotzdem fortgesetzt. Um einen Überblick wahren zu können, wurden auch gezielt Schriftenverzeichnisse publiziert. Auch hier griff schließlich eine kaiserliche Kommission mit Unterstützung der Reichskreisarmee 1708 ein. Bei der Darstellung der Situation in Dresden beschäftigt sich Bellingradt mit der Zensurpraxis und der dadurch beeinflussten Kommunikationsplattform in Sachsen. Dabei wird das Verhältnis zwischen den geringen obrigkeitlichen Ressourcen, den ökonomischen Interessen des Druckermarkts (Leipzig) und der Fülle an Druckwerken deutlich. So werden etwa die Zensurstellen vornehmlich bei Denunziationen aktiv, denn man sah sich einem „unkontrollierbaren, multipolaren, ökonomisch-motivierten und überregional vernetzten Druckmarkt gegenüber“ (S. 284). Neben dem normativen Rahmen versuchte man in Sachsen durch einen Buchdruckereid ein Überhandnehmen unerwünschter Drucke zu verhindern. Genauer schildert der Autor beispielhaft den Fall des Räubers Johann David Wagner, den „Thorner Tumult“ (1724), bei dem katholische Prozessionsteilnehmer und Lutheraner aneinander gerieten, oder die Ermordung des Diakons Hahn in Dresden (1726). Diese Ereignisse mit religiösem Hintergrund sind eingebettet in den Kontext einer reichsweiten Sensibilisierung zwischen Katholiken und Lutheranern, die durch die Konversion des sächsischen Kurprinzen zum Katholizismus sowie die Rolle des Kurfürsten als Präsident des *Corpus Evangelicorum* in Sachsen eine eigene Dynamik erhielt. In diesem Zusammenhang begegnet auch Regensburg mit dem Reichstag als wichtiger Abnehmer oder London und Amsterdam als Schnittstellen von Übersetzung sowie Distribution von Flugpublizistik vor dem Hintergrund der

Religionskonflikte.

Mittels dieser Einzeldarstellungen arbeitet Bellingradt eine Fülle an Aspekten heraus. So beschäftigt er sich innerhalb der Abschnitte mit den Stadtoffizinen (Köln), der Entstehung eines Flugdruckes, dem „Pasquill“-Begriff, den Akteuren der Kommunikation (Verfasser/Autoren-Drucker/Verleger-Distribuenten-Adressaten/Rezipienten), der Dynamik des Kommunikationsprozesses (Ehrbehauptung, symbolische Hinrichtungen bzw. Verbrennungen von Flugdrucken, Deutungshoheit, den ökonomischen Druck bei Veröffentlichungen, gewalttätige Inanspruchnahme von Kommunikationsräumen, Distributionsstrategien, Verbote, Reoralisierung von Flugdrucken etc.), der Intermedialität (Opernlibretti in Hamburg, Intertextualität), der Verkaufspraxis, der innerstädtischen Öffentlichkeit oder dem Verhältnis zwischen Markt und geübter Zensurpraxis (Kursachsen). Allein diese Aufzählung von Aspekten, die eine kleine Auswahl der facettenreichen Darstellung bietet, zeigt, dass Bellingradt bei der Analyse der einzelnen Kommunikationssituationen und ihrem Kontext viele Erkenntnisse und Anregungen sowie Einblicke „medialer Logik von Öffentlichkeit im urbanen Raum des Alten Reiches“ (S. 36) bietet, auch wenn die Detailfülle manchmal erdrückt. Jedenfalls wird deutlich, dass die Möglichkeiten der Flugpublizistik erkannt und gezielt eingesetzt wurden und „im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts ein zeitgenössisches Wissen von den Dynamiken, Logiken und Gesetzmäßigkeiten des öffentlichen urbanen Raumes existierte“ (S. 124). Ergänzt wird diese deutlich quellenbasierte Darstellung durch einen Katalog zeitgenössischer Literatur in den untersuchten Städten. Diese Fülle an ausgewertetem Quellenmaterial und die Kontextualisierung der Ereignisse mit der Situation der jeweiligen Städte stellen gerade den Wert der Arbeit als weiteren Beitrag zum Verständnis des Mediensystems in der Frühen Neuzeit dar.

Stefan Seitschek (Wien)

Martin Wrede: Ohne Furcht und Tadel. Für König und Vaterland. Frühneuzeitlicher Hochadel zwischen Familienehre, Ritterideal und Fürstendienst (= Beihefte der Francia 75), Ostfildern: Thorbecke 2012, 484 S., ISBN 978-3-7995-7466-2

In den letzten Jahrzehnten wurde die Rolle des Adels als Partner des „absoluten“ Monarchen deutlich gemacht, der aus der Nähe zum Fürsten auch persönlichen Gewinn und Vorteile für die Familie sowie den eigenen Besitz zog. Das Interesse der Forschung an adeliger Lebensführung liegt also nicht zuletzt am Interesse an der frühneuzeitlichen Herrschaftspraxis an sich. Studien zu unterschiedlichen Ausprägungen der Adelslandschaften, deren Gemeinsamkeiten und auch der einzelnen europäischen Höfe mit ihren

Besonderheiten haben ein Lösen aus dem Schatten von Norbert Elias und der Vorstellung des verschwenderischen Umgangs mit materiellen Ressourcen bei barocken Festlichkeiten ohne ökonomische Rationalität ermöglicht.¹ Die Untersuchungen einzelner Adelsfamilien und deren Vertreter sensibilisieren für die jeweils besonderen Verhältnisse an den Höfen und Residenzen Europas.² Wie viel dadurch über das Selbstverständnis des Adels und seines Wandels zwischen Familiensitz und Fürstenresidenz gewonnen werden kann, zeigt auch Martin Wrede durch seine Studie zum frühneuzeitlichen Hochadel, die den Zeitraum vom 16. bis zum 19. Jahrhundert umfasst.

Im ersten Abschnitt beschäftigt sich der Autor mit einigen ausgewählten, westeuropäischen und von der burgundischen Kultur geprägten hochadeligen Familien (La Trémoille, La Tour d’Auvergne-Bouillon, Croÿ, Arenberg, Nassau). Ein in der Darstellung Wredes häufig betonter Aspekt ist der Umgang mit der Familiengeschichte und deren teils historisch-kritische Herausarbeitung in Genealogien durch eigens beauftragte Autoren. Dabei fällt vor allem eine auf die politischen Verhältnisse angepasste und damit auch wechselnde Darstellung des Ursprungs der Familie und der Leistungen einzelner Vertreter auf („Disziplinierung der Vergangenheit“, S. 409). Für das Haus Arenberg wurde eigens eine Familienhistoriographie verfasst, deren Interpret ein ins Kloster eingetretener Sohn Anne de Croÿs war, die sich selbst als Stammutter des Hauses darstellen ließ. Diese Werke zur eigenen Geschichte wurden bei den von Wrede dargestellten Beispielen häufig nicht gedruckt, sondern verblieben bei der Familie und trugen damit wesentlich zum Familiengedächtnis bei. Vor allem Andersgläubige oder Ahnen, die gegen den König bzw. Landesherrn agiert hatten, konnten eine Belastung darstellen, mussten dies aber nicht zwangsläufig. Gleichzeitig kam die Berufung auf antike Ursprünge mit Ausnahmen (z.B. Croÿ: Attila) zusehends außer Mode. Wrede: „An Mythen konnte man sich seit dem 17. Jahrhundert nicht mehr halten, sondern nur noch an die Geschichte“ (S. 227). Emmanuel Théodose de La Tour d’Auvergne Kardinal Bouillon trat etwa durch eine in Auftrag gegebene Familiengeschichte und eine reich ausgestattete Familiengrablege in Cluny mit Statuen Gottfrieds von Bouillon sowie Wilhelm des Frommen in Konkurrenz zur Königsfamilie. Ludwig XIV. bewahrte jedoch die Deutungshoheit: Gelehrte bestritten die Beweise für die Abstammung der Familie, die am Grabmal des Familienangehörigen Marschall Turenne angebrachten Wappen und Familienmotti in St. Denis, also inmitten der französischen Könige, wurden entfernt und das Grabmal in Cluny demontiert. Der Monarch hatte seine Erinnerungshoheit gegenüber dem adeligen Familiengedächtnis behauptet, was laut Wrede eine französische Besonderheit im Gegensatz zum in diesen Fragen weniger behelligten Reichsadel darstellt.

Im Zeitalter der Konfessionalisierung bedeuteten auch die Religion, Konversionen und die damit verbundenen möglichen Allianzen wichtige Faktoren, wie Wrede unter

anderem anhand der Familie La Trémoille zeigt. Ihr durch Eheverbindungen angebahntes militärisches Engagement in den Niederlanden konnte durchaus die eigene Position in Frankreich stärken, zumal man aus konfessionellen Gründen selbst aus hohen Ämtern ausgeschlossen blieb. Im Frankreich Ludwigs XIV., am Vorabend des Holländischen Krieges, wurde dies nicht nur mehr nicht geduldet, sondern auch untersagt. War der militärische Einsatz im Langen Türkenkrieg für den französischen Adel durchaus möglich und aufgrund des noch existierenden Kreuzzugsgedankens durchaus prestigeträchtig, bewirkte das Engagement im Zuge der kaiserlichen Erfolge in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts eine Isolation am französischen Hof, wie Wrede beispielhaft aufzeigt. Die Regierungszeit Ludwigs XIV. stellt er anhand seiner Beispiele also mehrfach als Zeit der Veränderung im Umgang mit dem Adel und seiner Autonomie vor. In diesem Zusammenhang sieht der Autor auch die *recherches de noblesse* als Legitimation durch königliches Urteil. Jedenfalls bildeten der König und der Hof den immer entscheidenderen Ort für die Anerkennung der adeligen Ansprüche. Königsdienst, insbesondere militärischer Natur, verlieh Ansehen und Einfluss.

Der zweite Teil der Arbeit beschäftigt sich mit dem Ende des Rittertums, wobei Wrede die Ritterorden, das „Turnier“-Wesen und schließlich den Verfall des adeligen Rittertums durch die Veränderung im Militärwesen sowie den Aufstieg des Bürgertums untersucht. Nach einleitenden Bemerkungen zu den geistlichen Ritterorden beschäftigt er sich mit den weltlichen Ritterorden und ihrer (Symbol-) Funktion. Im Zentrum stehen etwa die Sichtbarmachung von Verdiensten, die Distinktion, die Nähe zum Herrscher („Veranstaltungsgemeinschaft“, z.B. Vliesorden) oder auch damit verbundene Versorgungszwecke. Neben dem Hosenband- und Vliesorden widmet Wrede in seiner Darstellung vor allem der Entwicklung der französischen Orden breiten Raum, etwa der des Ordens Saint-Michel hin zu einem zivilen Verdienstorden oder der des Saint-Louis als Auszeichnung für militärische Verdienste, der bald auch bei anderen Monarchen Nachahmer fand. Der Orden Saint-Esprit war wiederum durch Exklusivität seiner Mitglieder und eine auf den Ordenssouverän orientierte Gemeinschaft gekennzeichnet. Bei den Ritterorden stellt sich für Wrede die Frage des Verfalls und nach möglichen Bedeutungswandeln. Wie wichtig und symbolisch wirkungsvoll der Vliesorden noch um 1700 war, illustriert der Autor anhand des Konflikts und seiner Austragung im Zuge des Spanischen Erbfolgekrieges zwischen Erzherzog Karl und Philipp von Anjou. Wrede zeigt dabei auch die Verankerung des Ordens in den Spanischen Niederlanden und die davon abgeleiteten Besitzansprüche auf.

Die Frage des Verfalls stellt der Autor auch in Verbindung mit dem Funktionswandel ritterlicher Turniere: Dabei bezeichnet er den Tod Heinrichs II. von Frankreich bei einem Turnier als markanten Wendepunkt (1559). Die Beteiligung des Souveräns wurde fortan in weniger lebensbedrohlichen

Szenarien organisiert und inszeniert, bis hin zu den aufwändig gestalteten und kostbaren Karussellen des französischen Hofes oder dem Rossballet in Wien (1667). Die Feste konnten bereits wesentlich auf das Rittertum des Souveräns konzentriert sein („Monarchisierung“), „für den überkommenen heroisch-chevaleresken Individualismus des Adels [war] kein Platz mehr“ (S. 370). Dabei waren diese Inszenierungen noch mit ritterlichen Tugenden verbunden, da die Karusselle Geschick und den Umgang mit unterschiedlichen Waffen abverlangten. Deren Beherrschung und ein entsprechend aufwändiges Auftreten wurden von einem Höfling erwartet. Wrede arbeitet als entscheidenden Wendepunkt heraus, dass die Akteure in den Turnieren noch eine Weiterentwicklung des Rittertums sahen, während man im 18. Jahrhundert bereits auf diese zurückblickte und im 19. Jahrhundert veranstaltete Turniere als Ausdruck einer nostalgischen Wiederbelebung vergangener Zeiten galten („Historisierung“). Das letzte Kapitel beschäftigt sich schließlich mit der Adelskrise im Zuge des Aufstiegs von Amtadel und Bürgertum, der Problematik der Beteiligung des Adels in der Wirtschaft oder auch mit der zunehmenden Kritik von Gelehrten am Adel und den unterschiedlichen Definitionen des Standes. Kurzum wird dessen „Weg zur Meritokratie im Dienste von Staat und Nation“ dargelegt (S. 403).

Wrede entfaltet, wie im Untertitel angekündigt, auf ungewein vielschichtig Art und Weise die Geschichte einiger hochadeliger Familien zwischen Familienehre, Ritterideal und Fürstendienst. Gleichzeitig erhält der Leser bzw. die Leserin dadurch Einblicke in die Strategien zur Selbstbehauptung adeliger Familien. Diese verfolgten dabei je nach Situation unterschiedliche, aber in ihrer Logik vergleichbare Strategien. Wandel und Selbstbehauptung gingen dabei Hand in Hand. Ein Kritikpunkt dieses facettenreichen Bandes ist, dass Stammbäume der genannten Familien oder Lebensdaten ihrer Vertreter fehlen. Diese würden eine Orientierung wesentlich erleichtern und letztlich die verwandtschaftlichen Beziehungen verdeutlichen. Diskutiert könnte sicherlich die Auswahl der hochadeligen Familien werden und ob die französische Adelskultur tatsächlich im frühneuzeitlichen Europa „in jeder Hinsicht“ zentral und maßstabsetzend war (S. 19). Vielleicht hätte ein ergänzender Fokus auf weitere reichsadelige, insbesondere in den Erblanden der Habsburgermonarchie verwurzelte Familien und deren Wechselspiel mit dem Monarchen die Ergebnisse auf eine noch breitere Basis stellen können. Zum Ausklang des Rittertums am Beginn des 18. Jahrhunderts gab es etwa gerade in Wien regelmäßige Anlässe für die höfische Gesellschaft zur Demonstration ritterlicher Tugenden (Scheibenschießen, vereinzelt Karusselle). Plakativ kann an den sogenannten edlen Ritter Prinz Eugen gedacht werden. Wrede gelingt es jedenfalls anhand der von ihm getroffenen Auswahl den Umgang und die Instrumentalisierung der Ahnen innerhalb der einzelnen Familien, die adeligen Strategien zur Erhaltung sowie Steigerung des eigenen Rangs und das gar nicht so abrupte Ende des adeligen Rittertums aufzuzeigen.

Anmerkungen

- 1 Für Wien etwa Andreas Pečar: Die Ökonomie der Ehre. Der höfische Adel am Kaiserhof Karls VI. (1711–1740). Darmstadt 2003.
- 2 Z. B. Friedrich Polleroß: Die Kunst der Diplomatie. Auf den Spuren des kaiserlichen Botschafters Leopold Joseph Graf von Lamberg (1653–1706). Petersberg 2010.

Stefan Seitschek (Wien)

Elena Taddei/Michael Müller/Robert Rebitsch (Hg.): Migration und Reisen. Mobilität in der Neuzeit (= Innsbrucker Historische Studien; 28), Innsbruck: Studienverlag 2012, 416 S., ISBN 978-3-7065-5111-3

Das vorliegende Buch widmet sich den unterschiedlichen Aspekten der Mobilität in der Neuzeit, einem vielschichtigen und stets aktuellen Thema; der weitgesteckte Zugang und die unterschiedlichen Schwerpunkte der Aufsätze spiegeln sich in zahlreichen Einzelbeiträgen (von 25 AutorInnen) wider. Da es unmöglich ist, bei dieser Fülle jeden Aufsatz einzeln zu bewerten, wird der Fokus – dieser Zeitschrift gemäß – auf die Frühe Neuzeit gelegt. Die Beiträge des Bandes sind in vier Sektionen unterteilt.

I. Ökonomisch, politisch und sozial motivierte Mobilität: Binnenwanderungen, innereuropäische Migrationen und Überseeauswanderung. Stefan Donecker (*Migration und ihre Folgen als Motiv frühneuzeitlicher Historiographie und Ethnographie*) beleuchtet die grundsätzlich kritische Haltung der frühneuzeitlichen Gelehrten zur Migration, die diese als Störung der Ordnung betrachteten. Ein Problem ergab sich daraus, dass die Sintflut einen Ortswechsel der in der Arche überlebenden Personen und Tiere erzwang. Somit bestand eine auf die Bibel zurückzuführende Migration und dadurch eine gemeinsame Abstammung aller Menschen von Noah und seiner Familie. Das „verhinderte zwar eine kategorische Verurteilung der menschlichen Mobilität“ (S. 27) durch die Gelehrten, suspekt blieb sie ihnen dennoch. Gerade die Menschen in der Frühen Neuzeit waren – wenn auch nicht immer freiwillig – sehr mobil (Grand Tour, Gesellen, religiöse Minderheiten, VagantInnen usw.). Ein gelungener Artikel, der einleitend (mit Thilo Sarrazin und Ioannes Boëmus) und abschließend den Bogen bis zur gleichfalls kontroversen aktuellen Diskussion spannt.

Elena Taddei („*Fremde Fürstinnen in Ferrara*“: *Heiratsmigration zwischen Integration und Fremdsein im 16. Jahrhundert*) fokussiert ihren Beitrag auf drei Hochzeiten – Renée de France, Lucrezia Borgia und Barbara von Österreich. Der Hof von Ferrara wurde durch diese „fremden“ Gemahlinnen kulturell beeinflusst, da sie ihre Kontakte und Netzwerke für ihre neue Heimat geschickt zu nützen wussten. Zusätzlich konnte es durch das – unterschiedlich umfangreiche

– Gefolge der „fremden“ Braut auch zu erheblichen Spannungen am neuen Hof kommen. Dieser informative Beitrag der Autorin über Ferrara kann wohl als symptomatisch für viele andere Höfe gelesen werden.

Die kriegsbedingte Migration, und die damit verbundenen Möglichkeiten im Dreißigjährigen Krieg beim Militär zu Ansehen und Reichtum zu kommen, betrachtet Steffen Leins in seinem Artikel (*Soziale und Räumliche Mobilität im Dreißigjährigen Krieg: Peter Melander von Holzappels Aufstieg vom „Bauernsohn“ zum Reichsgrafen*).

II. Wissenschaftlich motivierte Mobilität: Bildungsreisen, Reiseberichte, Forschungsexpeditionen und Wissenstransfer. Fabian Fechner (*Zwischen „Fabel“ und „Historie“: Beglaubigungsstrategien in Hans Stadens „Wahrhafter Historia“ (1557)*) geht in seinem Beitrag auf die Rezeption und Glaubwürdigkeit von Reiseberichten ein. Er beleuchtet die Methoden von Hans Staden, seinen Reisebericht als authentisch und somit überzeugend erscheinen zu lassen, da solche Berichte häufig angezweifelt wurden. Zahlreiche Personen werden in „Wahrhafter Historia“ als Zeugen für Staden’s Reise nach Brasilien, seinen Aufenthalt und die neunmonatige Gefangenschaft des Autors namentlich angeführt, um die Glaubwürdigkeit des Erzählten zu unterstreichen und die neuen Kenntnisse über unbekannte Länder und Sitten zu transportieren. Das war nötig, da viele Menschen diesen für sie oft unbegreiflichen Berichten nicht glaubten.

Julia Lederle (*Wendepunkt Kap der Guten Hoffnung – die Entstehung eines Reise-Mythos*) vergleicht die Berichte von vier deutschen Reisenden (anonymer Kaufmann, 1502; Johann Verken, 1607; Johann Neugebauer, SJ, 1737; Hermann Gundert, Großvater von Hermann Hesse, 1836), die in ihren Schilderungen persönliche, zeit- und kulturgeschichtliche sowie ihrer Herkunft und Ausbildung entsprechende Schwerpunkte setzen.

Franz Obermeier (*Reisende Bilder: Der Einfluss des Bildmaterials am Beispiel der frühen Südamerikakonographie*) betont, dass zwar die historische Bedeutung der Bilder in der Reiseliteratur hinlänglich bekannt sei, es aber keine Untersuchungen für die spätere Rezeption dieser Bilder sowie deren Einfluss und weiterführende Verwendung auf Deutung und Denkweise gebe. „Auch Bilder und ihre Bedeutungen haben Schicksale“ (S. 170).

Marie-Luisa Frick (*Irritierte Identität. Das weltanschaulich Fremde in Reiseberichten der Frühen Neuzeit*) geht in ihrem Artikel der Frage nach, inwieweit die persönlichen Ansichten und Vorurteile – als „eine Art einer unfreiwilligen Selbstdarstellung“ (S. 171) – eines Autors die Reiseberichte prägen. Gefragt wird etwa, ob darin persönliche Vorurteile bestärkt oder abgebaut werden. Ein immer wieder interessanter Aspekt dieser Art von Lektüre, dem Frick an Hand von mehreren Beispielen nachgeht.

Der Artikel („... daß Er mit Sr. Ld. hiernegst zu reisen, um sich beßer zu qualifizieren ...“: *Hofpersonal als Begleitung bei Prinzenreisen gegen Ende des 17. Jahrhunderts*) von Eva Bender widmet sich dem Versuch junger Adelliger und

anderer Hofbediensteter, sich ohne eigenes Geld oder entsprechender Stellung als Begleiter einer prinzipalen Entourage durch diese Reisen gleichfalls weiterzubilden. „Von sozialhistorischem Interesse ist die Tatsache, dass es sich bei den Prinzenreisen um eine Gruppenreise handelte.“ (S. 199). Die dadurch entstehenden sozialen Bindungen oder hervortretenden Differenzen der gemeinsam Reisenden konnten eine spätere Karriere am Hof befördern oder verhindern.

Sabine Anagnostou betrachtet in ihrem Artikel („*Medico de pobres*“ – Heilkunde und Pharmazie in den philippinischen Missionen (16.–18. Jh.) als Medium des internationalen Wissenstransfers) den bedeutsamen Aspekt der Erweiterung der medizinischen Kenntnisse für Europa, den die geistlichen Orden während ihrer missionarischen Tätigkeit – hier mit Schwerpunkt auf den Philippinen – gewinnen konnten.

III. Religiös motivierte Mobilität: Pilgerreisen, Berichte über Konfessionalität, Missionsberichte. In dieser Sektion beschäftigt sich der Artikel (*Räume der Fremdheit im „Itinerarium“ des Paolo Santonino (1485–1487)*) von Helmut Hundsichler mit der 1947 entstandenen deutschen Übersetzung dieses spätmittelalterlichen Itinerariums und der danach folgenden – häufig unkritischen – Rezeption. Anhand verschiedener Details versucht Hundsichler die Bedeutung dieses Reiseberichts einzuordnen und quellenkritisch ins rechte Licht zu rücken.

Den Einflüssen eines vorangegangenen Reiseberichts auf spätere Darstellungen einer vergleichbaren Reise widmet sich Christoph Nebgen („*Die Evangelisch-Lutherischen verfassen die schönsten Bücher; die Römisch-Catholischen dahingegen verfassen die schönsten Töchter!*“ – Konfessionell orientierte Beschreibungsmuster in Berichten Rheinreisender der Vormoderne – der Einfluss Johann Caspar Lavaters). Der Verfasser beschreibt erst die Motivation, Menschen anhand ihrer Physiognomie konfessionell einzuteilen bzw. zu diffamieren; danach folgen als Beispiele für diese Einflüsse die Reiseberichte zweier Autoren (Jens Bagesen und Johann Nikolaus Becker).

IV. „Problematische“ Mobilität: Unfreiwillige Migrationen (Exil, Flucht- und Vertreibungserfahrungen) und Migrationsverbote. Robert Rebitsch (*Kosovo 1689/90 und der serbische Exodus*) verknüpft die Probleme der aktuellen Loslösung des Kosovo von Serbien mit der „großen serbischen Wanderung“ (S. 300) aus dem Kosovo von 1690 und den dazu führenden Gründen. Dieses Ereignis wird, wie Rebitsch erläutert, heute von beiden Seiten als „historisches Argument“ für die eigene Position instrumentalisiert.

In seinem Artikel (*Migration als Herrschaftsprblem. Die Maßnahmen der kurmainzischen Landesregierung gegen die Emigration von Untertanen 1763–1774*) beschäftigt sich Sascha Weber mit den wirtschaftlichen Auswirkungen von Abwanderung; Russland warb intensiv und sehr geschickt um neue Siedler, und den entsprechenden Gegenmaßnahmen des Kurfürsten von Mainz, der sich zusätzlich um Unterstützung an den Kaiser wandte (Emigrationsedikt 1768). Ein ähnliches Thema der gleichen Zeit – allerdings erfolgte die

Abwerbung der BewohnerInnen durch Spanien – behandelt Nicola Veith in ihrem Beitrag (*Verbote, Verhöre und heimlicher Abzug: Restriktive Maßnahmen in der Kurpfalz und Baden-Durlach gegen die Auswanderungsbewegung nach Spanien in den Jahren 1767–1769*).

Wie sich anhand der verschiedenen Beiträge zeigt, nähert sich der besprochene Band über ein breites Spektrum von unterschiedlichsten Reiseberichten (und ähnlichen Quellen) dem immer wieder aktuellen Thema der Emigration, Migration, Fremdenfeindlichkeit und den daraus entstehenden Problemen, Vorurteilen und Ressentiments an. Nicht nur Neugier oder Wissensdurst sondern auch religiöse oder wirtschaftliche Gründe veranlassten Menschen, die Heimat freiwillig oder gegen den eigenen Willen zu verlassen. Die AutorInnen bieten einerseits einen interessanten Überblick über die bereits früh entstandenen Vorurteile und Stereotypen des Fremden und andererseits spannende Erkenntnisse über die zeitgenössischen Verfasser selbst. Ein wichtiger Themenkomplex der mit den historischen Ereignissen immer wieder ein zeitgenössisches Déjà-vu evoziert.

Renate Schreiber (Wien)

Alena Jakubcová/Matthias J. Pernerstorfer (Hg.): Theater in Böhmen, Mähren und Schlesien – Von den Anfängen bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. Ein Lexikon. Neu bearbeitete, deutschsprachige Ausgabe, in Zusammenarbeit mit Hubert Reitterer, Bärbel Rudin, Adolf Scherl, und Andrea Sommer-Mathis (=Theatergeschichte Österreichs 10, Donaumonarchie 6), Wien: Verlag der österr. Akad. d. Wiss. 2013, 894 S., ISBN13: 978-3-7001-6999-4

Im Jahr 2007 erschien in Prag im Rahmen eines langjährigen tschechischen Forschungsprojekts ein kompaktes Theaterlexikon (*Starši divadlo v českých zemích do konce 18. století – Osobnosti a díla*) über die Geschichte des Theaters in Böhmen, Mähren und Schlesien bis zum 18. Jahrhundert. Für den vorliegenden Band in deutscher Sprache wurde diese tschechische Vorlage nicht einfach nur übersetzt, sondern in enger Zusammenarbeit mit österreichischen TheaterwissenschaftlerInnen vollkommen neu bearbeitet. Damit bietet sich nun auch nicht-tschechischsprachigen Benutzern die Möglichkeit, sich umfassend und kompetent mit der Thematik in diesen Ländern vertraut zu machen. Ein weiterführendes Lexikon für das 19. Jahrhundert befindet sich in Vorbereitung.

Die Bandbreite des Lexikons umfasst „Dramatiker, Librettisten, Komponisten, Schauspieler, Sänger, Tänzer, Puppenspieler, Bildende Künstler, Direktoren und Mäzene, aber auch anonyme Werke“ (Vorwort, S. III). Schauspieler werden allerdings – wohl aus Platzgründen oder aufgrund

spärlicher Quellen – nur in Einzelfällen erwähnt. Der Fokus liegt eindeutig auf Dramatikern, Komponisten und Direktoren. Berücksichtigt wurden nicht nur Künstler, die innerhalb der Grenzen von Böhmen, Mähren und Schlesien geboren wurden und hier oder im Ausland tätig waren, sondern auch Ausländer, welche das Theater in diesen Ländern in unterschiedlicher Weise beeinflusst oder gestaltet haben. Daneben wird in verschiedenen Artikeln nicht nur auf das regionale Theater des betrachteten Zeitraums, wie geistliches und profanes Laienspiel, Sprech- und Musiktheater (sowohl deutscher als auch tschechischer Sprache) und das Ordens theater eingegangen, sondern auch die überregionalen Einflüsse (wie englische Komödianten, Comedia dell'arte, italienische Oper, Tanz) berücksichtigt.

Es ist selbstverständlich in einem einbändigen Lexikon nur möglich, jene herausragenden Künstler zu erwähnen, die einzelne Epochen geprägt haben oder durch außergewöhnliche schöpferische und kreative Leistungen im Gedächtnis bewahrt werden sollen. Dazu zählen bekannte (wie Mozart, Da Ponte oder der Maler Arcimboldo) aber auch wenig bekannte Individuen. Diese Personen werden teilweise erstmals biographisch vorgestellt. Ausführliche Quellen- und weiterführende Literaturangaben, überwiegend tschechisch aber soweit vorhanden auch anderssprachig, ergänzen diese Beiträge; zahlreiche schwarz-weiß Abbildungen, unter anderem Porträts, Theaterzettel und Libretti, illustrieren sie. Der Zeitrahmen des vorliegenden Bandes wurde vom Beginn erster theatraler Vorstellungen, die quellenmäßig fassbar sind, bis zur Entstehung des professionellen tschechischsprachigen Theaters, der Gründung des Prager „Vaterländischen Theaters“ 1786, gesteckt. Diese Jahreszahl gilt zwar als Zäsur in der Entwicklung des behandelten Theaterraums, wird aber vom Autorenteam nicht sklavisch eingehalten.

Neben den Künstlern werden auch der Einfluss und die Vorlieben von Mäzenen vorgestellt. Überwiegend Adelsfamilien haben als solche mit dem Bau eigener Schlosstheater, mit Aufführungen von Liebhaberensembles und mit Engagements bedeutender Künstler entscheidend zur Verbreitung und Festigung der unterschiedlichen Darstellungsformen (Theater, Oper und Tanz) in diesen Ländern beigetragen. Als pars pro toto sei hier die Familie Schwarzenberg erwähnt. Das von ihr 1765/66 erbaute und bis heute erhaltene Barocktheater in Česky Krumlov/Krumau legt dafür beredtes Zeugnis ab. „Das Theater mit seiner originalen Bühnenmaschinerie und Dekorationen aus dem 18. Jh. stellt eines der wichtigsten Denkmäler des barocken Theaters in Mitteleuropa dar“ (S. 618). Dieses Theater wurde sowohl von adeligen Theaterliebhabern als auch von Professionisten bespielt. Der bestehende Fundus an Kostümen und Handschriften bietet eine großartige Quelle für Wissenschaftler.

Auch Mitglieder der katholischen Kirche trugen zur Verbreitung und Entwicklung des Theaters bei. Bartoloměj Michal Zelenka beispielsweise „wusste den Einfluss von Theater, Musik und Gesang auf das spirituelle Leben in den Pfarren zu schätzen und gehörte zu den Begründern der Tradition

religiöser Theatervorstellungen in den böhmischen Städten“ (S. 773).

Dem anonymen dramatischen Stück *Zrcadlo Masopustu* („Spiegel der Fastnacht“, S. 786f) gilt der letzte Beitrag im Lexikon. Es wurde 1690 verfasst und wird als „bürgerliche Fastnachtsmoralität“ bezeichnet und war für die Wende von der Faschings- zur Fastenzeit vorgesehen; der Inhalt wird im Beitrag kurz vorgestellt. Es wurde am Faschingssonntag 1690 im Rathaus von Tábor von Jugendlichen aufgeführt.

Diese drei Beispiele zeigen, wie umfassend und breit dieses Buch angelegt ist. Es beinhaltet ein ungewöhnlich informatives Abbildungsverzeichnis, das nicht nur Quellen, sondern weiterführende Angaben sowie ein Personen- und Ortsregister enthält. Ein umfassendes Stückeregister beschließt das sorgfältig edierte Lexikon. Diese beeindruckende Fundgrube für Theaterwissenschaftler und -freunde kann man mit Gewinn in die Hand nehmen und immer wieder darin blättern.

Renate Schreiber (Wien)

Herbert Karner (Hg.): Andrea Pozzo (1642–1709). Der Maler-Architekt und die Räume der Jesuiten (= Veröffentlichungen der Kommission für Kunstgeschichte; Bd. 11; Denkschriften. Österreichische Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-Historische Klasse; Bd. 436), Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 2012, 218 S., ISBN13: 978-3-7001-7200-0

Der Maler-Architekt und Jesuit Andrea Pozzo verbrachte seine letzten Lebensjahre in Wien und wurde auch in dieser Stadt bei den Jesuiten begraben. In Erinnerung an den 300. Todestag eines der einflussreichsten Künstler der Jesuiten, wurde im September 2009 in Wien ein internationales Symposium veranstaltet. Das vorliegende Buch ist der daraus entstandene Tagungsband und befasst sich vorrangig mit seiner Wand- und Deckenmalerei.

In Wien hat der Künstler zahlreiche Werke hinterlassen, die zwar mehrfach erforscht wurden, aber weiterführende oder neue Fragestellungen ergeben sich immer wieder. Zwei Schwerpunkte haben sich anlässlich der Tagung herauskristallisiert und werden in 14 Beiträgen vorgestellt: einerseits das Werk von Andrea Pozzo – mit Schwerpunkt auf Wien – andererseits werden Œuvre und Rezeption des Künstlers in Mitteleuropa (Ungarn, Tschechien, Süddeutschland, Österreich und Venedig) thematisiert.

In seinem Artikel versucht der Herausgeber (Herbert Karner: *Andrea Pozzo in Wien. Addenda und neue Ergebnisse*), eine Antwort auf die immer noch ungeklärte Frage zu

finden, wer Pozzo veranlasste, gegen seinen Willen nach Wien zu reisen. Zwei Autoren – Bernhard Kerber (*Anamorphose, Inganno, Trompe l'oeil, Persuasio, Punto stabile und Punto mobile im Werk Andrea Pozzos. Überlegungen zur Theorie*) und Julian Blunk (*Die Raumillusion und die vierte Dimension: Betrachtungszeit und betrachtete Zeit in der Deckenmalerei Andrea Pozzos*) – widmen sich mit unterschiedlichen Zugangsweisen und Ergebnissen dem Konzept der Perspektive und Illusion, mit denen der Betrachter durch die Arbeiten Pozzos konfrontiert wird.

Eine Reihe von Beiträgen lenken den Blick auf Einzelwerke des Künstlers: Christian Hecht (*Der „conchetto“ von Andrea Pozzos Langhausfresko in S. Ignazio*) bietet eine interessante Deutung des Freskos in der beispielgebenden römischen Jesuitenkirche; David Ganz (*Scheinwelt und Realpräsenz. Pozzos gemalte Altäre*) analysiert drei Altäre der Jesuitenkirche von Frascati; Richard Bösel (*Die Jesuitenkirche in Mondovì. Zur Raumarchitektur eines Perspektivmalers*) befasst sich mit der Kirche im Piemont, deren missglückte Architektur durch Pozzo vor dem Abriss „gerettet“ wurde. Zwei Wiener Autoren beleuchten die Fresken des Wiener Gartenpalais Liechtenstein in der Rossau: Werner Telesko (*Andrea Pozzos Deckenfresko im Herkulesaal des Gartenpalais Liechtenstein in Wien – inhaltliches Zentrum einer Allegorie des Hauses Liechtenstein?*) widmet sich der vielschichtigen Deutung des Herkules-Mythos und dessen Bedeutung für die Familie Liechtenstein. Herbert Karner behandelt grundlegende Überlegungen zu diesem Palais („*Ad maiorem principis gloriam*“: *Pozzos Perspektive und die fürstliche Repräsentation*). Tobias Kunz (*Der Hochaltar der Wiener Franziskanerkirche und die szenische Einbindung mittelalterlicher Bildwerke in Barockaltären*) beschließt diese Reihe mit Überlegungen zur Wiener Franziskanerkirche und erläutert vergleichbare „szenische Inszenierungen“ in deutschen Barockkirchen.

Der folgende Themenschwerpunkt stellt die weit verbreitete Rezeption von Pozzos Kunst ins Zentrum. Er wird eröffnet durch einen Beitrag von Martina Frank (*Nimicissimo al pari di suo Fratello della linea retta. Ein Beitrag zum architektonischen Werk Jacopo Antonio Pozzos*) über den Bruder des Künstlers, einem Karmeliter, und dessen architektonischem Werk. Szabolcs Serfözö (*Zur Geschichte des „Pozzismus“ in Ungarn*) skizziert die bisher nur wenig erforschten Auswirkungen von Pozzo auf den ungarisch-slowakischen Raum. János Jernyei-Kiss (*Pozzos Erbe im Spätwerk von Maulbertsch. Bildrhetorik, Bildsyntax, religiöse Erfahrung in den Fresken der 1770er Jahre*) beleuchtet Pozzos Einfluss auf Franz Anton Maulbertsch. Martin Mádl (*Pozzo without Pozzo in Bohemia*) dokumentiert Rezeption und Einfluss des Künstlers – nicht nur bei den Jesuiten – in Böhmen. Peter Heinrich Jahn (*Perspektivmalerei im Dienst von Pestvotiv und Trinitätskult – die fingierten Altäre der Dreifaltigkeitskirche in Stadl Paura und Andrea Pozzos Ausmalung der Wiener Peterskirche*) vergleicht die gemalten Altäre der – als Pestvotivkirche gelobten – Trinitätskirche in Paura bei Lambach mit dem Freskenprojekt in der Wiener

Peterskirche. Meinrad von Engelberg (*Epigonal oder evolutionär? Andrea Pozzo und der Süddeutsche Barock*) beendet den weit gespannten Bogen der Beiträge mit kritischen Untersuchungen zur Verwandtschaft bzw. Vorbildwirkung von Pozzo auf den süddeutschen Raum.

In diesem Rahmen ist es unmöglich einen Tagungsband detailliert zu würdigen, in dem sich zahlreiche und so grundverschiedene AutorInnen zum gleichen Künstler äußern. Es kann daher nur bei der sehr knappen Vorstellung der einzelnen Beiträge bleiben. Wer sich über den jüngsten Stand der Forschung zu Andrea Pozzo informieren möchte, wird in diesem Band interessante und bisher unbekannt Details finden.

Zahlreiche Abbildungen im Anhang (insgesamt 110 – in Farbe bzw. schwarz-weiß) erläutern und begleiten dankenswerterweise die einzelnen Artikel – sicher eine Fundgrube für KunsthistorikerInnen und Interessenten, die hier seltene Reproduktionen des Künstlers entdecken können. Leider ist der Preis (€ 99) für dieses Buch gewissermaßen prohibitiv zu nennen. Hoffentlich gibt es ausreichend Bibliotheken, die es auch den kunsthistorisch interessierten Lesern und Leserinnen mit schmalem Budget zur Verfügung stellen können.

Renate Schreiber (Wien)

Raymond Heitz/ York-Gothard Mix/ Jean Mondot/ Nina Birkner (Hg.): *Gallophilie und Gallophobie in der Literatur und den Medien in Deutschland und in Italien im 18. Jahrhundert* (=Germanisch-Romanische Monatsschrift Beiheft 40), Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2011, 325 S. inkl. Register, ISBN 978-3-8253-5658-3

Der Sammelband beginnt mit einer zweisprachigen Einleitung, die ausführt, dass Deutschland und Italien – auch sprachlich unterschiedliche Kleinstaaten – vom zentralistischen Gegenbild Frankreichs gleichermaßen angezogen und abgestoßen wurden. Gallophilie und Gallophobie reichen von der Kochkunst bis zur Politik, wobei jedoch die Klischees und nationalen Stereotype der beiden Nachbarn unterschiedlich waren: galten die Deutschen den Franzosen als einfalllos, die Italiener hingegen als zu gekünstelt. Das betraf nicht zuletzt die Sprache. In diesem Zusammenhang sei auf die Werke zweier Autoren hingewiesen, die nicht in der Publikation genannt werden, nämlich Hans Jakob Wagner von Wagenfels' *Ehren-Ruff Teutschland* von 1691 und Carl Gustav Heraeus' *Unvorgreifliche Gedanken über die Auf- und Einrichtung einer Teutschen Sprach-Gesellschaft/ wie solche einem vornehmen Minister sind überreicht worden* – nach französischem Muster! – in den Gedichten und Lateinischen Inschriften von 1721.

Anne Wagniar untersucht die Frankophilie der preußischen und sächsischen Dichter des frühen 18. Jahrhunderts

(Caniz, Besser, König und Neukirch), die zunächst eine gegen den italienischen Marinismus gerichtete Aufwertung der deutschen Sprache im Sinne des französischen Vorbildes anstrebten, aber auf die Misserfolge ihrer Bemühungen mit Frankophobie reagierten. Tristan Coignard widmet sich der Grécophilie und Gallophilie im *Teutschen Merkur* von Christoph Martin Wieland nach der Französischen Revolution. Jean Schillinger stellt die antifranzösische Polemik in den Flugblättern während des Spanischen Erbfolgekrieges vor. Diese bediente sich der nationalen Stereotype und stellt vor allem Ludwig XIV. als unchristlichen, macht- und sexgierigen Herrscher – im Kontrast zu den frommen Habsburgern – dar. Marina Formica beleuchtet die vergleichbaren Vorurteile im päpstlichen Rom nach der Französischen Revolution. Bartolo Anglani stellt die relativ nüchtern-distanzierte Einschätzung der Revolution durch den Mailänder Intellektuellen Conte Pietro Verri von 1790 vor, der den Despotismus des Ancien Régime als Ursache benennt. Anne Feuchter-Feler untersucht, wie sich die Revolution auf die Gallophilie und Gallophobie der deutschen Dichter Friedrich Christian Laukhart und Friedrich Gentz auswirkte. Gilles Darras analysiert die zwischen Kritik und Rezeption oszillierende Rolle der französischen Dramatik im Werk Friedrich Schillers. Alain Muzelle behandelt die sich zunehmend von einer literarischen zu einer politischen Frankreichkritik wandelnde Einstellung von Friedrich Schlegel, während Roger Paulin August Wilhelm Schlegels Rolle untersucht. Jean Mondot stellt das ambivalente Verhältnis von Georg Christoph Lichtenberg zu Frankreich vor. Cecilia Campa untersucht die Rolle des italienischen und französischen Musikdramas in den Überlegungen Gottscheds für eine zeitgemäße deutsche Oper, während Albert Meier die differenzierte Haltung des Literaturreformers gegenüber Frankreich hervorhebt. Nina Birkner betont, dass die Kritik an den närrischen Franzosen im deutschen Lustspiel des 18. Jahrhunderts einerseits ein Vorwurf an die frankophilen Adeligen war, andererseits der nationalen Identitätsstiftung diente. Der Kritik aufgeklärter Schriften an der frankophilen Galanterie ist der Beitrag von Ruth Florack gewidmet. Raymond Heitz untersucht, welche Rolle Voltaire in der deutschen Einstellung zu Frankreich zukam, Roland Krebs jene von Wilhelm von Humboldt, der 1799–1801 in Paris lebte. Die italienischen Nationalstereotype des revolutionären Frankreich stellt Anna Maria Rao vor. Hans-Jürgen Lüsebrinck und York-Gothart Mix verweisen abschließend auf die Rolle der Almanache für den deutsch-französischen Kulturtransfer.

Insgesamt werden zahlreiche Aspekte der literarischen Gallophilie und Gallophobie behandelt, der in den Texten vielfach thematisierte Kulturtransfer in den Künsten oder im Lebensstil wird jedoch nur indirekt behandelt.

Friedrich Polleroß (Wien)

Heinrich Bosse: *Bildungsrevolution 1770–1830*, hrsg. mit einem Gespräch von Nacim Ghanbari. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2012 (= Reihe Siegen. Beiträge zur Literatur-, Sprach und Medienwissenschaft 169) X, 396 S., ISBN 978-3-8253-6088-7

In *Überwachen und Strafen* stellt Michel Foucault die Frage: „Wer jedoch wird die (...) Geschichte der Prüfung schreiben (...)?“ Diese Frage war eine der wesentlichen Inspirationen zu dem vorliegenden Buch, dessen Anspruch es ist, eine „kohärente Diskurs- und Sozialgeschichte des Lernens“ (S. VII) zu liefern. Der Germanist Heinrich Bosse, der in den 1970er-Jahren nicht nur Seminare bei Foucault, sondern auch beim Medienwissenschaftler Friedrich Kittler besuchte, legt darin seinen Fokus auf die Umbruchszeit um 1800 und möchte zur Lösung „eines der großen Rätsel der deutschen Bildungsgeschichte“ beitragen, nämlich zu der Frage, wie „es geschehen [konnte], daß sich der revolutionäre Aufbruch, der in den letzten Dezennien des 18. Jahrhunderts das lebenslange Lernen an die Selbstentwicklung des Menschen heften wollte, in einem grauen Netz von Prüfungen verfang“ (S. 380).

Insgesamt zehn Kapitel versuchen, diese Frage zu beantworten; sieben davon erschienen bereits an teils entlegener Stelle, die weiteren drei wurden eigens für den Band verfasst. Es ist das Verdienst der Germanistin und Kulturwissenschaftlerin Nacim Ghanbari, diese Texte in Form eines kohärenten Ganzen – ergänzt um ein von ihr geführtes Gespräch mit dem Autor – herauszugeben zu haben.

Die zwei umfassenden Eingangskapitel sowie das Schlusskapitel zeichnen ein Porträt des zuweilen wild wuchernden „Lehr- und Lernmarkt[s] des Ancien Régime“ und jener „Bildungsrevolution“, die diesen verstaatlichen sollte. Wurde Bildung in den deutschsprachigen Territorien zunächst in der Regel durch Selbststudium oder Inanspruchnahme der Dienstleistungen privater „Erziehungsunternehmer“ – Johann Georg Wolf etwa, dem es 1770 in Wien gelang, eine Real-Handlungsakademie zu eröffnen – erworben, sollte sich dies mit der schrittweisen, in katholischen Territorien durch die Aufhebung des Jesuitenordens noch beschleunigten Verstaatlichung des Schulwesens radikal ändern. Eine durch den aufgeklärten Absolutismus provozierte „Kulturrevolution“ (S. 64) sieht der Autor am Werk, an deren Ende die Ausbildung zentralisiert, generalisiert und homogenisiert war. Schulbesuch war fortan „bio-numerisch geordnet“ (S. 351), gleichaltrige Schüler durchliefen durchgezählte Klassen, unterrichtet von staatlich ausgebildeten Lehrern und beendeten ihre Schullaufbahn im Idealfall mit einer Abschlussprüfung. In extremen Fällen – wie in Bayern ab 1804 – erhielten sie auch eine Platzziffer, ein Ranking gemäß der Beurteilung ihrer Lehrer, das als schlecht qualifizierte Schüler beschämen sollte (S. 359).

Bosse erzählt diese Geschichte mit einem erfreulichen Blick für Details und bezieht auch die Begebenheiten in der Habsburgermonarchie in seine Darstellung mit ein. Der Autor ist sich der Bedeutung narrativer Elemente auch in

wissenschaftlichen Texten durchaus bewusst (S. 9), vielleicht geschieht es aber doch wider seinen Willen, dass ihn sein oft erfrischend unkonventioneller Zugang zu konservativen Erzählmustern führt: An manchen Stellen gerät ihm seine Erzählung zu einer Verlustgeschichte, welche etwa die absolutistische, gegen die Macht der Kirche und insbesondere der Hausväter gerichtete Schulpolitik als „dreifache Freiheitsberaubung“ beklagt (S. 370). Vielleicht wäre auch sein mit Blick auf die Gegenwart pessimistisch getönter Schluss optimistischer ausgefallen, würde er die neuen, internetbasierten Lern- und Lehrmöglichkeiten beachten, die doch sehr zum Leidwesen traditioneller ExpertInnen einen Boom der von Bosse so geschätzten Autodidaxe mit sich bringen.

In den weiteren, zuvor bereits publizierten Kapiteln werden u. a. die didaktische Innovation der für den Schreibunterricht eingesetzten Schiefertafel, das Verschwinden der Poesieausbildung von den Schulen sowie die Frage der Verortung der Gelehrtenrepublik in der Ständegesellschaft behandelt. Bosse beharrt dabei auf der Bedeutung von Patronagebeziehungen und sieht die „klientelistische Seite unserer Gesellschaft“ als „tabuisiert“ (S. 2). Gegen Habermas betont er den „ständischen Charakter der Aufklärung“ (S. 331), mit der an die Stelle des Standesunterschieds von Gelehrten und Bürgern der zwischen gebildeten und ungebildeten Menschen trat (S. 346). Auch Bosses bereits klassisch gewordener Aufsatz *Der geschärfte Befehl zum Selbstdenken* ist in dem Band aufgenommen; dessen Thema ist das Paradoxon einer zum Imperativ gemachten Aufklärung: Das „Selbstdencken und Selbsturtheilen“ der Studenten anzuleiten, wurde den preußischen Universitäten per Ukas vom 28. Mai 1770 schlicht staatlich verordnet.

Insgesamt bleibt festzustellen, dass der Autor in dem Band zumeist als Germanist agiert, der sich – wie schon in seinen bisherigen, teils sozialhistorischen Arbeiten – weit ins geschichtswissenschaftliche Gelände vorwagt, dabei zumeist auf dem gesicherten Terrain gedruckter Quellen verharrt und gegenüber Archiven zumindest andeutungsweise große, vielleicht übertriebene Ehrfurcht ausdrückt (S. 260, Anm. 34; S. 281). Das Ergebnis ist ein wertvoller Beitrag zur Bildungs- und Schulgeschichte in den deutschsprachigen Territorien um 1800, dem größtmögliche Beachtung zu wünschen ist.

Anton Tantner (Wien)

□

4 Matteo Roselli: Semiramis, Öl/Lwd., vor 1625, Florenz, Villa della Petraia.

nem männlich bestimmten Patronagebegriff absieht, in dem vornehmlich die Auswahl der Kunstgattung und der Rang des gewählten Künstlers über das Renommee des Auftrags bestimmen würden. Caterina sei vielmehr als eine Auftraggeberin zu verstehen, die vor allem ihre Familie und den Eindruck dynastischer Kontinuität im Blick gehabt habe und dieses mit einer Fülle von Werken zu erreichen suchte. Kaum weniger bekannt ist Eleonora von Toledo (1522–1562), die Gemahlin des ersten Medici-Großherzogs Cosimo I., nicht zuletzt auch wegen ihres berühmten Porträts aus der Bronzino-Werkstatt (1545, Florenz, Uffizien). In ihrem Aufsatz zu Eleonoras Vita und Kunstpatronage benennt Jutta Götzmann vor allem Aufträge im Bereich der Malerei und der Skulptur. Neben Bronzinos Ausstattung der Kapelle im Palazzo Vecchio findet das eben genannte Porträt besondere Aufmerksamkeit, dessen Granatapfelmotiv Götzmann als Ausweis von Eleonoras Nähe zum Kaiserhaus deutet. Im Bereich der Skulptur hatte Eleonora großen Einfluss bei der Auftragsvergabe: Sie entzog unter anderem Benvenuto Cellini ihre Gunst und ließ sie Baccio Bandinelli zukommen. Der Erwerb des *Palazzo Pitti* und ihr Anteil an den übrigen Ausstattungs- und Dekorationsprogrammen sowie ihre musischen und literarischen Interessen finden kurz Erwähnung.

Mit Johanna von Österreich (1547–1578) stellt Christian Wieland die erste Habsburgerin im toskanischen Herrscherhaus vor, deren Hochzeit mit Cosimos und Eleonoras ältestem Sohn Francesco 1565 prachtvoll gefeiert wurde und so endgültig die Ankunft der Medici in den Reihen des europäischen Hochadels markierte. Die Festarchitekturen aus diesem Anlass ließen die Herkunft der Bankiersfamilie als der ihrer neuen Verwandtschaft gleichrangig erscheinen. Von Anfang an war die Stellung der späteren Großherzogin durch die offene Beziehung ihres Mannes zu der Venezianerin Bianca Cappello geschwächt. Außerdem gebar

sie erst spät einen männlichen Erben. Auch die Beziehungen der Florentiner zum Kaiserhof gestalteten sich in den ersten Jahren schwierig. Diesen eingegengten Handlungsspielraum füllte sie durch demonstrative Frömmigkeit und zeigte damit auch Verhaltensmuster späterer Fürstinnen der nachtridentinischen Zeit. Nach dem Ableben der Habsburgerin heiratete Francesco seine Favoritin Bianca Cappello (1546/48–1587). Sigrid Ruby geht in ihrem Aufsatz dem Lebensweg der venezianischen Patriziertochter nach, die mit einem florentinischen Bankangestellten aus der Lagunenstadt floh, diesen in Florenz heiratete, aber schon bald die Geliebte des Erbprinzen wurde. Nach dem Tod ihres Ehemanns 1572 erfolgte der Ausbau ihres Palastes in der Via Maggio zu einer großzügigen Favoritenresidenz. Die Ehe mit dem Großherzog 1578 legitimierte ihre Stellung, doch nach beider Ableben 1587 folgte nicht ihr illegitim gezeugter Sohn Antonio, sondern dessen Onkel Ferdinando als Großherzog nach. Die Kunstpatronage der Bianca Cappello ist aufgrund der durch den neuen Herrscher umgehend vollzogenen *damnatio memoriae* nur schwer zu fassen. Ruby kann diese problematischen Familienverhältnisse sehr überzeugend anhand des Doppelporträts Cappellos mit ihrem Sohn im Dallas Museum of Art veranschaulichen: Aufgrund ihrer eigenen unsicheren Position ist sie überdominant dargestellt und ihr Sohn und Erbe marginalisiert.

Ferdinando I. war als Kardinal vor Regierungsantritt unverheiratet gewesen, und die nun von ihm gewählte Gemahlin, Christiane von Lothringen (1565–1636), eine Enkelin von Heinrich II. von Frankreich und Caterina de' Medici, sollte ein deutliches Gegenbild zu ihrer nicht standesgemäßen Amtsvorgängerin darstellen. Christina Strunck legt in ihrem Aufsatz erstmals die politische Biographie der Herrscherin dar, die eng mit ihren künstlerischen Aufträgen verbunden war: Die Dekoration der Villa *La Petraia* würdigte ihre französische Herkunft. Sie war an den Planungen zu einem neuen Medici-Mausoleum beteiligt, nachdem Ferdinando sie 1592 in seinem Testament im Falle seines Todes als Regentin für den noch unmündigen Sohn eingesetzt hatte, was ein Novum in der Toskana war. Nachdem Christiane von Lothringen von ihrem Gemahl immer stärker in die allgemeine Politik eingebunden worden war, fungierte sie auch nach dessen Tod für ihren häufig erkrankten Sohn als eine mächtige Ratgeberin. Die Kunstpatronage widmete sich nun dem Andenken ihres Ehemanns und ihres Vaters sowie ihrem eigenen Bild als Witwe. Mit dem Beginn der Regentschaft für Ferdinando II. 1621, die sie gemeinsam mit ihrer Schwiegertochter Maria Magdalena von Österreich führte, wechselte das Augenmerk auf die nachfolgenden Generationen: Das Crocetta-Kloster diente unverheirateten oder verwitweten Mediceerinnen zum Aufenthalt, der *Palazzo Pitti* wurde für das zukünftige Großherzogspaar neu hergerichtet. Die späten Jahre waren dem Ausbau ihrer eigenen Villa *La Quiete* gewidmet, deren Namen auch Programm der Innendekoration dieses Ruhesitzes war.

Maria de' Medici (1575–1642), die zweite aus Florenz stam-

mende Regentin von Frankreich, ist aufgrund ihrer großen, heute noch erhaltenen Aufträge an Peter Paul Rubens vielleicht die bekannteste unter den „Medici-Frauen“. Mit Elisabeth Oy-Marra nimmt sich eine ausgewiesene Kennerin der profanen Repräsentationskunst des 17. Jahrhunderts in Italien und Frankreich ihrer Biographie und vor allem dem Bau und der Ausstattung ihres Witwensitzes im *Palais du Luxembourg* an. Nur sehr zurückhaltend hatte sich Maria der *Memoria* ihres ermordeten Gemahls gewidmet: Das Grabmalprojekt kam nie über die Planung hinaus, und die Heinrichsgalerie im Palais als Pendant zu dem ihrer eigenen Vita gewidmeten Bildzyklus wurde erst nach diesem begonnen und vor allem aufgrund politischer Vorbehalte Richelieus gegenüber dem spanienfreundlichen Maler Rubens nicht vollendet. Rubens' Medici-Galerie hingegen propagierte in allegorischer Überhöhung die politischen Erfolge der Königinmutter in einer Weise, in der sie als Akteurin in der bildlichen Repräsentation mit den ihr zugewiesenen männlich kodierten Taten und Eigenschaften in Konflikt geriet. Zentrale Szenen haben somit die Zustimmung des verstorbenen Königs für ihre Rolle und Politik als Regentin zum Inhalt. Andere Bildzyklen ließ Maria von ihrer Verwandtschaft aus Italien kommen. So schenkte ihr Neffe Ferdinando Gonzaga einen Zyklus mit Apollo und den Neun Musen von Giovanni Baglione. Die Florentiner Familie übersandte mit etwas Verzögerung genealogische Szenen mit Eheschließungen sowie Ereignissen und Taten der Medici. Letztere wurden in ihrem Audienzzimmer installiert und repräsentierten dort Rang und finanzielle Potenz ihrer Herkunftsfamilie.

Maria Magdalena von Österreich als „vergessene Regentin“ stellt ein Aufsatz von Ilaria Hoppe vor, der eine profunde Summe ihres oben besprochenen Buches darstellt. Die letzten beiden Beiträge reichen deutlich über den zeitlichen Schwerpunkt dieses Literaturberichts hinaus: Mit Claudia (1604–1648) und Anna de' Medici (1616–1676) stellt Sabine Weiss zwei Prinzessinnen vor, die österreichische Habsburger heirateten und nacheinander Landesfürstinnen von Tirol wurden. Sie boten entscheidende Impulse für den Kulturtransfer aus Italien nach Österreich. Ulrike Ilgs Beitrag über Anna Maria Luisa de' Medici (1667–1743), von 1691 bis 1716 Kurfürstin von der Pfalz, beschließt den Band. Die letzte Mediceerin kehrte 1717 nach Florenz zurück und konnte dort nach dem Ende der Dynastie zumindest die Kunstschätze für die Toskana bewahren.

Das Buch wird voll und ganz seinem Anspruch gerecht: Es ist nicht populärwissenschaftlich, sondern bietet konzise Einführungen auf dem aktuellen Stand der Forschung in gut lesbarer Form. Die aufeinanderfolgenden Lektüren der Biographien und mätzenatischen Interessen der „Medici-Frauen“ sind jedoch nicht gänzlich frei von dem Eindruck einer Leistungsschau, die sich in den einzelnen Viten häufig in ähnlichen Mustern wiederfindet. Spannungen finden zumeist nur am Rande Erwähnung. Andere bedeutende weibliche Mitglieder des Florentiner Fürstenhauses wie etwa Vittoria della Rovere (1622–1694) fehlen wiederum.



5 Peter Paul Rubens: Maria de' Medici als Bellona, 1622–1625, Paris, Musée du Louvre.

Wirtschaftsgeschichte und die in der gegenwärtigen historischen Forschung ohnehin nur noch selten zu findende Analyse politischer Entscheidungen und Entwicklungen sind nur Themen am Rande, waren erklärtermaßen aber auch nicht Gegenstand des Netzwerks. Diese Bemerkungen sollen den Wert des Bandes nicht schmälern. Im Gegenteil: Es wäre spannend, sich ein Buch mit ähnlicher Zielsetzung über die „Medici-Männer“ vorzustellen. Obwohl wahrlich kein Mangel an Literatur zu den Mediceern des Prinzipats herrscht, ist eine konzise Darstellung ihrer Kunstpatronage in der Form von wissenschaftlich fundierten und aktuellen Überblicken ein Desiderat.

Zum Weiterdenken der hier vorgelegten Ergebnisse könnte sich eine deutlichere begriffliche Differenzierung von Mätzenatentum, Kunstpatronage und Auftraggeberschaft als nützlich erweisen: Man kann sich nach der Lektüre des Bu-

ches nicht ganz des Eindrucks erwehren, dass – provokant formuliert – viele dieser mäzenatischen Medici-Frauen um die Uffizien einen großen Bogen gemacht hätten. Es geht hier nicht darum, in veraltete Argumentationsmuster von männlichem Mäzenatentum und „hoher Kunst“ zurückzufallen, sondern um eine noch stärkere Sensibilisierung für geschlechterdifferente Ansätze in der Nutzung von Kunst und visueller Repräsentation zu erreichen. In diesem Sinne wäre mehr noch als der oben angedachte Band über die „Medici-Männer“ ein weiterführendes Forschungsprojekt überlegenswert, das mit komparatistischer und begriffskritischer Perspektive auf weibliche(s) und männliche(s) Mäzenatentum/Kunstpatronage/Auftraggeberschaft auch in ihrer/seiner wechselseitigen Verzahnung eingeht und so in eine geschlechtergeschichtliche Ebene ausweitet.

Ansätze hierzu fanden sich vor allem in dem Beitrag von Sheila Ffoliott und – aus einer zeitgenössischen Perspektive – auch in ihrem Text „La Florentine‘ or ‚La bonne Françoise‘: Some Sixteenth-Century Commentators on Catherine de’ Medici and Her Patronage“ in dem angeführten, hier nur anzureißenden Tagungsband *Medici Women as Cultural Mediators*, der in seinen Fallstudien vor allem ein Gewicht auf Kunstpatronage und Kulturtransfer legt und so den Blick von dem in *Die Frauen des Hauses Medici* vor-

herrschenden biographischen Ansatz hin zu einer stärker vernetzten Sichtweise weitet: So ist der Geschenkaustausch zwischen den Höfen und der Gebrauch von Porträts Thema bei Henri Zerner, Jean-François Dubost und Lisa Goldenberg Stoppato; in jeweils eigenen Aufsätzen mit unterschiedlichen Schwerpunkten behandeln Luisa Capodici und Iain Fenlon Festkultur und Ballett von Caterina de’ Medici bis Maria Magdalena von Österreich. Letzterer sind gleich drei Einzelanalysen gewidmet, und zwar geht Ilaria Hoppe dem durch die Erzherzogin am Medici-Hof nachdrücklich beförderten Reliquienkult nach, untersucht Alice E. Sanger Maria Magdalenas Pilgerfahrt nach Loreto und stellt Elisa Acanfora die politische Ikonographie ihrer *Stufa* im *Palazzo Pitti* im Kontext internationaler Modelle dar. Christina Strunck behandelt die politische wie kulturelle Vermittlerrolle der Christiane von Lothringen zwischen Lothringen und der Toskana, Suzanne B. Butters deren Habitus bei *Villeggiatura* und Landleben. Johanna von Österreich und ihre habsburgische Herkunft und Frömmigkeit sind Gegenstand von Lisa Kaborycha; Maria de’ Medicis italienische Bildung zur Königin ist derjenige von Maria Fubini Leuzzi, und Ulrike Ilg geht den Spuren der Anna Maria Luisa de’ Medici am Düsseldorfer Hof nach.

□